

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994**

[Erzählender Teil]

**urn:nbn:de:bsz:31-62031**

## Das Licht von Hundsfelden.

Novelle von Franz Hirtler.

Als der Rheinstrom zwischen Basel und Bingen noch nicht durch die kluge Anlage von festen Uferbauten nach den Plänen des badiſchen Oberſten Tulla gebändigt worden war, floß er vielarmig durch die oberrheinische Tiefebene, und ſeine wilden Waſſer änderten im Lauf der Jahre oft ihren Weg, ſo daß er den Bewohnern der Ufer wie ein lebendiges, gefährliches, mit dämoniſchen Kräften begabtes Weſen erſchien, gegen das zu kämpfen ein vermeſſenes Unternehmen geweſen wäre. Wenn man trotzdem an einigen Stellen Dämme aufwarf zum Schutze von Haus und Acker, ſo geſchah das nur, um das Gelände gegen die kleinen Schwankungen des Waſſerſtandes zu verwahren. Man wußte wohl, daß, wenn der wilde Sohn des Gotthard aufwachte, es keinen anderen Rat gab, als ſich und ſein Gut dem Höchſten zu empfehlen.

Von den Dörfern, die in den Zeiten, als der Rhein noch ungebändigt war, an ſeinen Ufern lagen, iſt manches ſpurlos verſchwunden, und wenig wiſſen die heutigen Anwohner des ſchönen deutſchen Stroms, welche Prüfungen in vergangenen Jahrhunderten ihre Vorfahren zu beſtehen hatten, wenn plötzlich die Waſſer über die Ufer ſtiegen, wenn der mühsam aufgeworfene Damm, die Werb genannt, von einem ſonſt friedlich daliegenden Stromarm hinweggeſpült wurde und es zuletzt nur noch um das nackte Leben der Einwohner ging.

Sübdöſtlich von Straßburg auf dem rechten Rheinufer lag in vergangenen Zeiten das Dorf Hundsfelden. Es hatte ſeinen Namen von einer dort bei der Rheinfähre ſtehenden Kapelle des „St. Johannes in undis“. Das allezeit auf die Verſtändlichkeit der eigenen Sprache bedachte Volk, das nicht wußte, daß „in undis“ ſoviel heißt wie „in den Wellen“, brachte dies in irgendeine Verbindung mit dem Wort Hund, und ſo erhielt der Ort den Namen, der an nichts Heiliges mehr erinnert.

Nach dem furchtbaren Dreißigjährigen Krieg war das Dorf leidlich wohlſtaltend, beſaß noch ſeine Kirche ſowie ein Wirtshaus, in dem die Bewohner gern dem Ortenauer Wein zuſprachen und über die ſchlimmen Zeiten ſluchten.

Der Wirt in der Schenke zu Hundsfelden war ein ſchwarzbärtiger Kerl, der während der Kriegswirren von auswärtig eingewandert war und die Witwe des früheren Wirtes Simon Zug geheiratet hatte. Man wußte nicht, woher er gekommen, noch welches ſein Name war, und nannte ihn einfach den ſchwarzen Jörg.

Seine Frau war noch vor dem Ende des Kriegs von dem böſen Fieber, das in den Rheindörfern wütete, dahingerafft worden. Eine Stief-

tochter aber, Margaret Zug, war inzwischen in das mannbare Alter gewachſen. Sie vermied es, wenn es ging, in der Wirtſtute den lärmenden Gäſten aufzuwarten, ſondern beſchäftigte ſich lieber im Stall oder auf den Feldern mit häuſerlicher Arbeit. Manchmal aber trieb ſie der Stiefvater mit ſchlimmen Worten oder mit Schlägen zu den Gäſten hinein, wo ſie vieles erdulden mußte, was ſie über ihre Jahre reif machte und feſtigte dem wilden Leben gegenüber.

In einem ſonnigen Maitag war ein Reiter von Straßburg her über den Rhein gekommen. Margaret ſah ihn, wie er ſich mühte mit ſeinem Roß, das nicht gleich aus dem Fährſchiff an das Ufer ſpringen wollte. Er war dann in gemächlichem Trab in das Dorf hineingeritten wie einer, der an der ſchönen grünen Frühlingsnatur eine andächtige Freude hat. Margaret, die im Garten gerade Unkräuter gejätet hatte, ſah, wie man ihr aus dem Fenſter des Wirtshauſes zuwinkte. Das war der Stiefvater, der ihr beſahl zu kommen. Sie ging gehorſam über den Hof und trat in das Haus. Der ſchwarze Jörg deutete, ohne ein Wort zu ſagen, nach der Wirtſtute und gab der Tochter eine Kanne Wein in die Hand. Margaret wußte wohl, in welcher Erwartung ſie der Vater gerufen hatte. Sie ſtreifte ihre erdigen Gartenschuhe ab, trat in zierliche Hausschuhe aus rotem Leder und ging ohne längeres Verweilen in die Schenktute. Auf der Bank, die an den Fenſtern entlang lief, ſaß ein junger Mann in ſauberem Reiterwams und ſchaute lachend ſeinem draußen angebundenen Gaul zu, der Blätter von den Blumenſtöcken Margarets am Fenſter naſchte. Sie grüßte den Gaſt, machte raſchere Schritte und ſtellte nicht ohne Anmut den Zinnkrug vor ihn auf den Tiſch. Mit dem gleichen Lachen, das er eben ſeinem Gaul gewidmet hatte, ſaßte er ſie am Arm, um ſie an ſich zu ziehen. Sie hielt ſich ſtraff aufrecht und ſuchte ihren Arm aus ſeinem Griff zu befreien. Wider Erwarten ließ er ab von ihr, ſchob ihr den Krug hin und ſagte mit überräſchender Artigkeit: „Du mir Beſcheid, ſchönes Kind, und ſag, wie lang reitet man bis nach Offenburg?“

Margaret mußte dem Gaſt gefällig ſein, nahm den Krug mit beiden Händen und trank einen kleinen Schluck.

„Nach Offenburg?“ ſagte ſie, indem ſie die Kanne in ſeine Hände gab, „nach Offenburg bin ich noch nie geritten. Es wird wohl an die drei Stunden ſein bis dorthin, wenn Ihr den Weg wiſſet!“

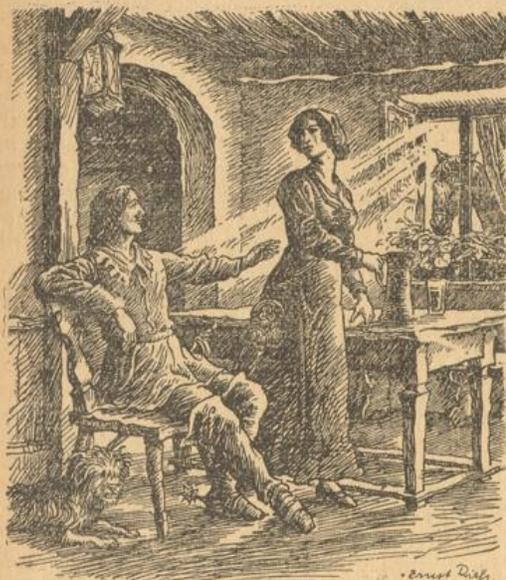
„Ich weiß ihn nicht, liebes Kind, aber ich find' ihn. Wie ich auch den Weg zu dir gefunden hab! Mein guter Stern leitet mich, wohin ich auch fahre.“

„Wollt Ihr weit hin?“

„Was nennst du weit? Ist Augsburg weit? Man wird hinkommen in einer Woche.“

„Wenn Ihr überall Einkehr haltet in den Schenken, wird Euch der Weg lang werden.“

„Das ist keine Gefahr, schönes Kind. Wenn mir sonst nichts begegnet, will ich zufrieden



Margaret stellte den Zinnkrug vor ihn auf den Tisch

sein. Aber im Schwarzwald soll's nicht sicher sein auf den Straßen.“

„Seid Ihr allein?“

„Freilich. In Offenburg hoff ich aber Leute zu treffen, die auch über das Gebirge fahren. Ohne Geleit ist es doch eine schwere Partie.“

Der Wirt war in die Stube getreten und machte sich, das Gespräch belauschend, daran, Lichtspäne zu schnitzen. Da wandte sich der Reiter an ihn.

„Wie reiset man im Schwarzwald? Sind da noch Menschen anzutreffen, oder hat der Krieg die Städte und Dörfer an der Straße verdorben?“

Der schwarze Jörg schaute auf. Seine Augen gingen abschätzend über die Gestalt des Reiters. Er sagte leicht hin: „Gengenbach ist heil und hat noch genug Bürger. Auch ein Kloster. Haselach soll gebrandschatzt worden sein. Weiter weiß ich nichts.“ Dann sah er durch das Fenster, stand auf und ging hinaus. Margaret hatte sich auf die Bank gesetzt, einem Blick ihres Stiefvaters gehorchend.

„Soll Euer Roß Futter haben?“ fragte sie, indem sie einen Rosmarinstock vor dem Maul des Tieres rettete.

„Nein. Er hat den Straßburger Hafer noch nicht verdaut. Rück deine Stöcke beiseit. Das

Bieh frißt aus Laugeweile.“ Er griff nach dem Brotlaib und dem Messer, die vor ihm auf dem Tisch lagen, schnitt ein breites Stück davon ab und reichte es dem Gaul durch das Fenster hinaus. Dann schnitt er sich selbst einen schmalen Keil ab.

„Ihr habt ein schönes Brot hier. Ein weißeres ist der Bischof in Straßburg nicht. Dergleichen sieht man in Dörfern nirgends. Das ist nicht hier gewachsen.“

„Weiß nicht, wo es gewachsen. Die Schiffer auf dem Rhein bringen manches, was es hier nicht gibt. Lasset es Euch schmecken!“

Der Reiter merkte ausgemach, daß die Rede des Mädchens nicht so ungezwungen war, wie sie sich mühte zu scheinen. Er hatte Lust nach größerer Zutraulichkeit und fragte nun: „Wie heißt du, Kind? Ich muß gleich wieder weiterreiten. Dein Nam' und ein Kuß zum Abschied soll mir eine schöne Erinnerung sein an diesen stillen Ort.“

„Den Kuß müßt Ihr anderswo holen. Meinen Namen könnt Ihr hören, wenn Ihr daran etwas habt. Ich heiße Margaret Luz.“

„Luz? Margaret Luz! Ei, ein guter Nam' für ein schönes Weib. Weißt du, was Luz heißt? Luz ist das Licht. Du leuchtest mir artig, Margaret Luz.“

Er griff nach ihr und zog sie, ihr Sträuben bezwingend, an sich.

„Siehst du, Margaret!“ sagte er, als er sie geküßt hatte, „nun hab' ich deinen Namen, und deinen Kuß wirst du mir auch noch schenken! Darfst mir schon gefällig sein. Es dauert keinen Monat, so komm' ich von Augsburg zurück und bring dir ein Klinglein mit oder ein Halskettlein. Du gefällst mir.“

„Das hat gar mancher schon gesagt,“ erwiderte das Mädchen. Sie senkte die Augenlider und gab es für einige Augenblicke auf, sich der Zudringlichkeit des Reiters zu erwehren. Dieser griff aber, ohne die günstige Situation voll auszunützen, zu seinem Krug und trank, wobei er Margaret von der Seite verwundert ansah. In jenen Zeiten waren die Mädchen, die in den Schenken aufwarteten, nicht eben sehr zimperlich. Er erwartete auch hier eine der leichtfertigen, koketten und geldgierigen Geschöpfe zu treffen, wie sie in den Straßenschänken zur Kurzweil (und oft auch zum Verderben) der Reisenden sich fanden. Aber dieser Augenniederschlag und die fast traurig klingende Antwort des Mädchens rührten den jungen Reiter. Darum ließ er, obwohl das junge Weib ihm jetzt nicht mehr ernstlich wehrte, davon ab, sie weiter nach Art der Soldaten zu bedrängen. Rasch ging der seltsame Augenblick vorüber, der etwas wie gegenseitige Achtung aus den verwilderten Seelen hervorgeholt hatte, und das Mädchen konnte zwischen den derben Spässen des Reiters einiges

von seiner Person und Vorhaben erfahren. Sie ermunterte ihn ein wenig dazu. Es war in jenen Jahren nach dem großen Krieg unter den Ueberlebenden allerorten ein großes Erzählengang und gäbe, und wo zwei Fremde sich trafen, geschah die gegenseitige Vorstellung nicht anders als dadurch, daß sie sich gegenseitig mitteilten, wie sie die fruchtbarsten Jahre verbracht hatten. So erfuhr Margaret, daß der Reiter Cornel Bischer heiße und einst auf der Heidelberger Hohen Schule Student gewesen sei, bis er in das Kriegsgetümmel hineingezogen worden sei. Sie begriff nun, wie er wissen konnte, was der Pfarver ihr, als sie noch ein Kind war, schon gesagt hatte: Luz heißt „das Licht“. Am Reiterleben schien er mehr Freude zu haben als am Studium. Nach dem Friedensschluß war er in die Dienste des Grafen von Hanau-Lichtenberg getreten. Für diesen hatte er nun den Auftrag erhalten, in Augsburg Geschäfte zu besorgen, die einen gewandten, umsichtigen und mutigen Mann erforderten. Was für Geschäfte das seien, fragte der Wirt, der gerade bei diesen Worten eingetreten war. Der Reiter gab darauf einen vieldeutigen Bescheid, worauf der schwarze Jörg plötzlich sich zufrieden gab, weil er erkannte, daß dieser schwachhafte Reitersmann seine Geheimnisse doch mit kluger Vorsicht hütete.

Nach kaum einer Stunde Aufenthalt im Wirtshaus zu Hundsfelden brach der Reiter wieder auf, bezahlte und nahm Abschied von Margaret. „Keine sechs Wochen vergehn, Margaret, du Licht in der Trübsal, und ich bin wieder da! Dann will ich länger verweilen. Sei mir dann noch wohlgesinnt!“

Der schwarze Jörg hielt dem Abschiednehmenden den Bügel, grinste mit verzerrtem Gesicht und erwies dem Gast alle Höflichkeit. Als er sich zur Thür wandte und Cornel Bischer dem Roß schon die Sporen ansetzen wollte, kam Margaret auf einen Augenblick wieder heraus. Sie trat auf das Pferd zu, als wolle sie noch etwas am Riemenzeug in Ordnung bringen, aber als der Reiter sich etwas vorbeugte flüsterte sie ihm zu: „Kommt nicht mehr hierher! Reitet über Bajel.“

Cornel Bischer sah den Blick nicht, der diese Worte begleitete. Vielleicht verwunderte er sich ein wenig über das sonderbare Benehmen des Mädchens, aber da der laue Maienwind jetzt um seine Schläse strich, und er in der Ferne die blauen Höhen des Schwarzwaldes sah, machte er sich keine Gedanken darüber, lachte und ritt davon, nicht ohne noch einmal an der Biegung des Weges nuzuschauen und zu winken. Aber Margret war schon hinter dem blühenden Niederbüsch verschwunden und in den Garten getreten.

Als die Abenddämmerung sich über der Rheinlandschaft ausbreitete und aus den niedern

Häusern des Dorfes Hundsfelden durch manche offene Thür schon das Herdfeuer rötlich leuchtete, wurde es in der Wirtsstube des schwarzen Jörg lebendig. Zwei Rienspäne brannten auf eisernen Ständern an den Schmalseiten eines schweren rechteckigen Tisches. Vom Unrichttisch her kam der ruhige gelbliche Schein einer Dellampe. An den grauen Wänden bewegten sich die verschwommenen Schatten der Gäste, die um den großen Tisch und in Gruppen auf den langen Bänken saßen. Zwischen Gelächter und Geschrei war das Rollen der beinernen Würfel hörbar. Ein rothaariger kurzhafter Kerl schrie immer wieder: „Luz und Trug! Der Hans Witz betrügt uns!“ Durch einen Faustschlag des so Angegriffenen wurde er schließlich von seinem Stuhl geworfen. Schäumend vor Mut erhob er sich, warf sich auf den langen Hans Witz und keuchte: „Wo ist der Becher mit den Steinen, he?“ Man riß ihn zurück, entwand ihm ein Messer und warf es in die Ecke der Stube. Die Stimmen der Tischgenossen wuchsen plötzlich drohend an gegen den langen Hans Witz. Man schrie von allen Seiten nach dem Becher mit den roten Steinen. Mit einem wüsten Fluch griff dieser in die Tasche, holte einen handlichen silbernen Becher hervor und schüttete daraus mit wildem Gelächter eine Handvoll geschliffener Granate auf den Tisch. Sofort lagen ein Duzend Leiber darüber, und ein Gewirr von Händen grub dazwischen nach den Steinen. Der schwarze Jörg wog drei erbsengroße Granate in der Hand: „Hab' mir es gleich gedacht, daß die Freiburger solche Steine bei sich tragen. Dergleichen werden im Breisgau geschliffen.“ Um den silbernen Becher wurde nun gewürfelt. Der Rothaarige, den vorher Hans Witzens Faustschlag getroffen hatte, gewann ihn. Als er ihn in der Hand hatte, wurde er versöhnlicher gestimmt und fing an, über den Tisch hinweg zu reden von der Eintracht, in der man unter sich leben müsse, wenn man ein solch gefährliches Handwerk ausübe. Keiner dürfe ein Vorteil vor den andern haben, denn alle setzten in gleicher Weise ihre Köpfe aufs Spiel. Man trank aus großen Kannen Wein, und die Wände hallten wider vom Gejohl der schon halb Betrunknen. Mit einemmal wurde man aufmerksam auf den lahmen Peter, der jammernd am Boden lag neben seiner Kriecher. Man hob ihn lachend auf, setzte ihn in den Ofenwinkel. „Was ist mit dir?“ fragte der schwarze Jörg. Dem lahmen Peter rannen Tränen über das Gesicht, er rang nach Worten. Man ermunterte ihn mit einem Schluck aus der Kanne, bis er schließlich verzweifelt ausbrach: „Wir sind verraten!“

„Der Wein ist ihm in die Augen gekommen. Legt ihn auf die Bank!“ jagte Hans Witz lachend. „Verraten sind wir!“ schrie jetzt der Halb-

lahme. „Sie werden kommen von Straßburg und das Gericht halten. Heut oder morgen Hundsfelden wird bald mehr Galgen haben als Häuser!“

„Er hat sich den Jammer angehoffen!“ brüllte eine Stimme. Man belachte und verspottete ihn, und um ihn zu ernüchtern, goß ihm Hans Witz eine Kanne Wein über den Kopf. Er wischte sich mit zitternder Hand das nasse Haar aus der Stirn, wurde etwas gefasster und sprach jetzt mit leiserer Stimme: „Wißt ihr es nicht mehr? Noch keine sechs Jahre sind es, da die Straßburger uns das Gericht machten? Ein Duzend Männer hat man aufs Rad gebracht. Wären die andern nicht ausgerückt, so wären sie alle gerichtet worden!“

„Laß die alten Schwarten. Jetzt sind andere Zeiten. Die Straßburger werden sich hüten, zu uns ins Pichtenbergische zu kommen.“

Die Gesichter um den Tisch waren erstarrt, die lange nicht harbierten Lippen verzogen sich, als schmeckten sie Bitteres, und voller Unmut sah Hans Witz auf den Halblahmen. Der betrachtete dies alles nicht und fuhr fort: „Heut ist es schlimmer als damals. Sagt man nicht drüben überm Rhein, die Ortenau sei eine Mordenau? Ist der Krieg nicht vorbei seit bald zehn Jahren? Das Rauben und Morden hat ein End im ganzen Land. Nur wir treiben es weiter. An den Galgen und aufs Rad bringt uns das Handwerk. Die Straßburger kommen seit Wochen nimmer über die Hundsfelder Fähr. Sie wissen es warum. Aber eines Tages kommen sie und holen uns.“

„Hör' auf, Peter!“ rief eine Stimme. „Wir sind keine Kinder, denen man mit dem Schwed Angst macht! Wenn wir aufpassen, werden wir ihrer Herr! Laß sie nur kommen!“

„Ja, reiß nur das Maul auf!“ entgegnete Peter. „Wir ihrer Herr werden? Ihr lauft auseinander wie die Schafe vor dem Wolf, sobald ein Fährlein sträßburgischer Reiter dahertreibt. Aber ich will euch etwas anderes sagen. Ihr habt es vielleicht vergessen. Es ist eine schwere Sünde gegen Gottes Gebot, was wir treiben . . .“

Hans Witz lachte höhnisch.

„Willst du einen Pfarrer markieren? Haben wir nicht genug an dem einen, der nichts zu tun hat drüben in der leeren Kirche? Kannst ein stiller Waldbruder werden wie er, aber laß uns in Ruh mit deiner Predigt!“

Dem lahmen Peter wurde es eng inmitten der Gesellschaft, die mit finstern Mienen um ihn saß. Er richtete sich mühsam an seiner Rücke auf und sagte mit Mühe fast demüthig: „Ich bin ein Sünder so schlimm wie ihr: aber ich meine halt, wenn jemand uns helfen kann, so ist es der alte Gott. Wer soll uns sonst helfen?“

„Wißt so dummt wie Bohnenstroh, Peter.“

„Glaubst noch an das?“ rief Hans Witz laut, um dem Peter das Melden zu verleiden. Ein kleiner spitznäsiger Kerl mischte sich mit heiferer Stimme in den Disput: „Uns helfen! Warum läßt der da droben zu, daß der Rhein unser Land überschwemmt, unsere Felder wegnimmt? Elend verrecken würde er uns lassen vor Hunger, wenn wir nicht ein ander Handwerk noch hätten als das, das unsere Väter trieben. Rauben und Morden ist heut keine Schande mehr. Wenn man erwicht wird, zahlt man mit dem Kopf. Ein gerechter Handel.“

„Wo war denn dein Gott im Krieg?“ warf ein alter Kerl ein, dem man noch ansah, daß er ein anständig gewordener Marodeur aus dem Feldzuge war. „Dir haben die Franzosen ein Bein lahm geschossen. Warum hat der alte Gott die Stückelgel nicht aufgefangen? Ich hab' noch nie etwas von deinem Gott verspürt?“

Da ereiferte sich der Invalide: „Wie sie dem German Redlin, den ihr alle kennt, das Haupt abgeschlagen haben drüben in Straßburg, da hat einer dem abgehauenen Kopf in die Ohren gerufen: Glaubst du an Gott? Er hat noch mit den Augen genickt: Ja! Das ist wahr. Vielleicht wirst du ihn auch noch erkennen. Am End als letzte Gnad' von ihm — droben auf der Galgenleiter!“

Bei diesem gewichtig gesprochenen Wort entstand ein Tumult. Der alte Marodeur war aufgesprungen und dem Lahmen an die Gurgel gerathen.

„Elendes Schindaas! Mir den Galgen zu prophezeien!“

Viele Stimmen riefen durcheinander und ermunterten den alten Raubsoldaten, den zweifelt sich Behrenden hinauszuzwerfen.

„Er hat Verrat im Sinn,“ gellte es aus der Ecke.

Der Marodeur, der dem lahmen Peter zuerst einen furchtbaren Schlag ins Gesicht gegeben hatte und von diesem in die Hand gebissen worden war, raste vor Wut. Es gelang ihm, den zu Boden geworfenen Krüppel an einem Bein zu fassen und hinaus zu schleifen, wobei der blutüberströmte Kopf schwer über die hohe Türschwelle polterte. Als der ehemalige Marodeur wieder eintrat, wischte er sich seine blutige Hand an seinem schmutzigen Lederwams ab und und sagte zu den ihre Weinkrüge suchenden Gesellen: „Ich habe ihm Mistlache zu saufen gegeben, bis er genug hatte. Morgen müssen wir ihn aus der Grube fischen.“

Hans Witz hatte seine Holländerpfeife angesteckt und suchte die Bewegtheit seines Innern zu verbergen. Er ließ große Wolken blauen Qualms aufsteigen und sprach mehr vor sich hin als zu dem Marodeur gewendet: „Daß der Peter uns verraten hat, glaubst du selbst nicht. Aber nun ist er hin. Wer weiß, wann es mit uns zu End gehi!“

„Fängst du jetzt auch an?“ rief der schwarze Jörg. „Nimm die Kanne. Sauß, Bruder!“ Während der dumpfen Stimmung, die infolge des schauerlichen Zwischenfalls über der Gesellschaft lag, öffnete sich eine Thür, und Margretra trat in die Stube, um von einem kleinen Tisch im Hintergrund das zinnerne Eßgeschirr abzutragen. Sie tat, als hörte sie nicht auf die Zurufe, die vom großen Tisch herüberkamen. Ihr Gesicht war wie erstarrt in unbefiegbarer Traurigkeit. Plötzlich flog ein derber Bauernschuh dicht an ihr vorüber in die düstere Suben-ecke. Ihr Blick streifte scheu und ängstlich die Gesellschaft. Dann sah sie suchend am Boden

des Reiters gedachte, der vor Wochen Einfuhr gehalten hatte in Hundsfelden. Der war davon geritten, seinem Glückstern vertrauend. Es kam ihr seltsam vor, daß es Menschen gab, die mit solcher Zuversicht mitten durch das wüste und furchtbare Leben ritten. Er hatte sie das Licht von Hundsfelden genannt. Das verstand sie nicht. Aber es war ein so freundlich-schönes Wort, daß sie fast glaubte, sie hätte es geträumt, weil nur in ihren Träumen das Dasein einen freundlichen Sinn hatte.

Dann schaute sie auf das lautlos und geheimnisvoll vorüberleitende Wasser des Stroms. Sie hatte einmal darin einen toten Mann nahe



Margarets Blick streifte scheu und ängstlich die Gesellschaft.

hin, bückte sich und barg ein junges Kästchen, dem der Wirt gegolten hatte, in ihrer Schürze. Alle Zurufe verstummten, als sie damit zur Thür hinausging wie eine Erscheinung aus einer andern Welt. Nur der alte Marodebruder begann zu kurren gegen den schwarzen Jörg: „Das kunkelige Ding da ist wohl zu gut für uns? Den Herren geht es wohl näher an den Bart.“ Der Wirt antwortete nur mit einem finsternen, drohenden Blick und begann zur Ableitung von dem Reiter zu erzählen, der am Morgen dieses Tages bei ihm Einfuhr gehalten habe: „Es wird ein guter Fang daraus, wenn ihr die Kurasche habt. Er hat einen Auftrag vom Grafen Hanau-Lichtenberg. Der Herr hat in der vergangenen Woche Hochzeit gezeiert. Die Braut hat er drüben in Bayern geholt. Der Reiter ist unterwegs nach Augsburg und kommt wieder hier vorbei mit einem guten Teil des Brautschazes. Aber wer eine Büchse hat, muß dabei sein. Er wird mit starkem Geleit kommen.“

\* \* \*

Sonnige und regnerische Sommertage gingen über das Land hin. Die Aecker und Wiesen der Hundsfelder Gemarkung standen prächtig da. In gemächlichem Lauf zog der Rheinstrom mit träumerischer Ruhe zwischen Waldungen und grünen Matten dahin.

An einem Uferhang schnitt Margaret Luz mit der Sichel Futter für ihreiegen. Sie blickte, wenn sie sich von ihrer Arbeit erhob, manchmal nach den in der Ferne sichtbaren Bergen des Schwarzwaldes hin. Keine Bewegung ihres harten Gesichts verriet, daß sie

am Ufer vorbeitreiben sehen und wußte, daß man auch in ihrem Dorf die Opfer dem Rhein anvertraute.

Um die Mittagsstunde läutete die Glocke der Hundsfelder Kirche. Das war der Pfarrer, der ganz zum Einsiedler geworden war, weil die Menschen sich von Gott abgewendet hatten.

Am Nachmittag, als Margaret wieder draußen war bei ihrer Arbeit, kam vom Dorf her ein Laut, der das Mädchen erschauern machte. Sie erkannte den schrillen Ton der Pfeife, die die Männer zusammenrief zu grausamer, blutiger Tat. Die Hundsfeldener Lerche flog durch die Straße! Margaret konnte den Weg verfolgen, den Hans Witz beim Alarm nahm. Regungslos stand sie inmitten des blumigen Hanges und wußte es, was nun kommen mußte. Sie sah die Wilder des Schreckens voraus: aus dem Hinterhalt, aus Hän'ern, Gebüsch und von Bäumen krachte die meuchlerische Salve auf ahnungslos in das

scheinbar friedliche Dörfschen einziehende Reisende. Keiner der Ueberfallenen durfte geschont werden, weil jeder Ueberlebende die sichere blutige Vergeltung heraufbeschwören würde. Sie kniete rasch nieder in das hohe Gras und begann mit höchstem Eifer zu sicheln, aber bei jeder Blume, die hinsank, dachte sie an das Morden, das drin im Dorfe sich vorbereitete, und an den jungen Reiter, der auf seinen Stern vertrauend nun in sein Verhängnis ritt. Sie wünschte, ihn zu vergessen und litt Qualen, weil sie ihr Herz, das so lange tot und kalt gewesen war, nun nicht mehr zur Ruhe bringen konnte. Sie warf sich schwer atmend zur Erde und schloß die Augen vor dem Licht dieses entsetzlichen Tages; sie suchte ihr Denken und ihr Gefühl mit Gewalt zu ersticken und rang endlich verzweifelt mit dem Gedanken, daß sie, wenn sie rasch über die Felder gegen den Dorfeingang zueilte, die Ahnungslosen warnen konnte. Sie stellte sich vor, welche schweren Folgen eine solche Tat für die Ihrigen haben würde, daß sie als Veräterin dem ganzen Dorf zum Verderben werden würde. . . . Während sie sich noch mühte, ihr Herz zu verhärten, war sie schon aufgestanden und hatte Schritte gemacht den Hang hinauf. Als sie nun plötzlich das im Abend-schein näher gerückte dunkle Band des Schwarzwalds vor sich sah, war sie mit allen Ueberlegungen zu Ende; sie überjwang einen Graben und lief mit fliegenden Füßen nach der Richtung, in der sie auf die bedrohten Reisenden zu treffen hoffte. Ueber Wiesen und Felder hinweg raunte sie in den Wald, hinter dem die Straße zum Dorf führte. Aber ihr wegloser Lauf wurde durch Wassergräben und sumpfige Stellen oft aufgehalten. Sie trat bis an die Knie in das Wasser, riß sich in Dornenhecken die Arme und Hände blutig und leuchtete vor Anstrengung. Ueber eine Baumwurzel fiel sie nieder. Als sie sich zitternd erhob, wurde sie wieder zu Boden geschleudert: ein wildes Gepraffel von Schüssen zerriß die Stille des Waldes. Es war, als stürzten nun mit furchtbarem Krachen die Bäume und der ganze Himmel über ihr zusammen.

Zimmer neue Schüsse. Das Morden ging seinen Weg. Junger Reiter, was half dir nun dein guter Stern?

Bis zur Nacht lag Margret zwischen Wurzeln und Sumpfgräsern. Vom Dorf her war kein Laut mehr vernehmbar. Im Wald aber ries schauerlich klappend das Käuzchen. Da erhob sich Margarets Körperliches und schleppte sich heimwärts. Sie fühlte Frost in ihren Gliedern und Müdigkeit. Tränen hatten ihre Augen gerötet; sie konnte nichts mehr denken und fühlen; ihre Seele war wie tot. —

Im der Nacht konnte Margret den Schlaf nicht finden, nach dem sie sich sehnte und von

dem sie wünschte, daß er ewig dauern möge. Sie war in ihrer Kammer wie eine Sterbende auf das Strohlager hingefunken und hörte nun, wie drunten in der Wirtsstube mit Lärm und Geschrei die Beute verteilt wurde. Noch nie hatte sie bei diesem Vorgang ein solches Grauen empfunden wie jetzt. Warum hatte sie in all den Jahren die Greuel mit ansehen können, ohne daran zu denken, daß die Menschen, die solches verübten, sich selbst zerstörten. Der Waldbruder und Pfarrer hatte ihr einmal aus seinem heiligen Buche vorgelesen, daß der Mensch das Ebenbild Gottes, und daß Gott gütig und barmherzig sei. Das waren Worte, die sie damals nicht verstand, weil sie gar nicht in diese schreckliche Welt paßten, in der die Menschen es wilden Tieren gleich taten.

Als es Morgen wurde, erinnerte sich Margret ihrer Ziegen, die sie am vorigen Abend nicht gefüttert und getränkt hatte. Nach den schweren Gedankenqualen der Nacht war es ihr wie eine Erlösung, eine Beschäftigung zu finden, die sie davon abhielt, etwas Verzweifeltens zu tun. Sie schlich über die Treppe hinab und durch den Hausgang zur Thür; sie wollte weder ihren Stiefvater noch andere Menschen sehen. Da trat der schwarze Jörg aus seiner Kammer, winkte ihr, griff in seine Tasche und zeigte ihr grinsend ein goldenes Kettlein, an dem ein mit Edelsteinen besetztes Kreuz hing.

„Da nimm! Das ist dein. Gute Beut', wie es lange keine mehr gegeben hat.“

Sie schaute ihn mit geistesabwesendem Blick an. Da legte er ihr die Kette um den Hals. Wie erwachend aus der Erstarrung riß sie den Schmuck von sich, zitterte und weinte, ohne ein Wort sagen zu können. Der schwarze Jörg zuckte die Achseln und lachte: „Heulst um den Wigen-Hans? Es ist jetzt aus mit ihm. Er hat zuletzt noch nach dem Waldbruder geschrien. Jetzt liegt er da drin und ist still.“

Margaret wußte nicht, wie sie auf den Hof hinausgekommen war. In der Hand hielt sie noch die Kette mit dem Kreuz. Staunend betrachtete sie das kostbare Stück und warf es schauernd fort, als sie daran dachte, daß um dieses Goldes willen Menschen menschlings hingemordet worden waren. Die Leichen der Ueberfallenen schwammen wohl schon viele Stunden im Rhein. Der Ha. c. Witz aber lag tot in ihrem Vaterhaus. War das nicht gerechte Sühne für seine Taten? Ein letzter Rest von früherer Zuneigung zu ihm begann in ihr zu glimmen: sie hatte als Kind mit ihm gespielt und begriff nie, wie aus ihm ein wilder und wüster Räuber werden konnte. Nun hatte er vor seinem Tode noch nach dem Waldbruder verlangt. Sie sah, wie in dem Sterbenden wieder etwas Kindliches, von den Greueln der Welt Unberührtes wach geworden war, und das gab diesem Tod eine

schöne Milde, die ihr nun fast tröstlich das Herz rührte.

Sie fütterte und tränkte ihre Ziegen und ging dann, um Stroh zu holen, hinüber zu dem Schober, der am Rande des Kornfelds nahe an der Riedstraße lag. Als sie ein Bündel zusammengemotet hatte und gerade nach der Gabel griff, um noch ein wenig Ordnung im Schober zu machen, hörte sie einen seltsamen Laut. Sie dachte, daß ein Tier, vielleicht ein Wolf, um den Schober schleiche und faße abwehrbereit die Hengabel fester. Aber da hörte sie, daß es eine menschliche Stimme war: ein jämmerliches Stöhnen, dann ein leises Nöcheln. Bevend vor Aufregung und Furcht schaute sie um sich, und als sie um den Schober mit vorsichtigen Schritten herumging, traf sie auf eine niedergetretene Stelle im Kornfeld. Möglichst sah sie einen zwischen zermüllten Halmen liegenden Menschen, der seinen blutbesudelten Kopf mühsam erhob und mit entsetzten Augen sie anblickte. Vor Schreck hatte sie unwillkürlich die Gabel gegen ihn vorgestreckt, erkannte aber rasch, daß sie ein sterbendes Opfer des Raubüberfalls vor sich hatte. Sie kniete nieder und wagte vor Ergriffenheit und Schen den hilflos Daliegenden nicht zu berühren oder zu ihm zu sprechen. Sie sah Blut, nichts als Blut, auf dem Gesicht des Mannes, an seinen Kleidern und auf der Erde. Mit einem Mal hörte das Nöcheln auf und ein unverständliches Wort kam mühsam von seinen Lippen. Sie neigte sich laufschend über ihn.

„Wasser“ . . . sagte er jetzt deutlich. Sie hatte den Lebendigen Hauch seines Atems an ihrem Gesicht verspürt. In wenigen Augenblicken schossen ihr hunderte Gedanken durch den Kopf, die alle das eine Ziel hatten, diesen armen, wundflechten Menschen zu retten.

Sie lief sofort in den Hof zurück und holte Wasser in einem Krüge. Mit fieberhafter Erregung mühte sie sich um den Verwundeten und sann nach Möglichkeiten, ihn zu retten. Als sie ihm Wasser eingeleckt und seine Verletzungen untersucht hatte, gewann sie die Hoffnung, sein Leben erhalten zu können. Fünf Büchsenkugeln hatten ihn getroffen, aber nur an einem Bein war er ernstlich verletzt. Ein Streifschuß über der linken Schläfe war um Haaresbreite an tödlicher Wirkung vorbeigegangen. Margaret begann die Wunden zu waschen und verband sie mit heilkräftigen Blättern der Arnika und des Salbei. Während sie das Gesicht von dem eingetrockneten Blute reinigte, schlug der Verwundete die Augen auf und versuchte dankbar zu lächeln. Als Margaret von dem kindlichen Blick der blauen Augensterne getroffen wurde, erschrak sie bis in ihr Innerstes hinein. Dieses Gesicht kannte sie, es war das erste Menschenantlitz gewesen, dessen Heimat aus einer Welt

war, von der sie in all den schlimmen Jahren nichts gewußt hatte. Cornel Bischer, der Reiter war es, der damals an einem Vormittag frühliche Einfuhr bei ihr gehalten hatte! So hatte ihn also doch der gute Stern, an den er glaubte, vor dem Tode bewahrt. Ueberströmt von dem Gefühl heißen Dankes gelobte sie, der Nacht, die dies so gelenkt, nie mehr zu vergessen. Auch der Reiter hatte sie erkannt. Mit der unverletzten Hand strich er über ihren Arm. Dann sank er vor Schwäche wieder in tiefe Bewußtlosigkeit.

Bis zum Abend dieses Tages hatte Margaret mit List und Geschicklichkeit vieles getan, um den Reiter zu retten. Sie hatte ihn mit Eiern, Wein und kräftiger Brühe gestärkt und ihn schließlich mit größter Mühe und Vorsicht in das Innere des Schobers getragen. Dort hatte sie ihm auf dem Stroh ein verstecktes Lager gemacht, wo er nicht leicht zu finden war. Denn viel schlimmer als durch die Wunden war sein Leben durch die Gefahr des Entdecktwerdens bedroht. Wenn ihr Stiefvater oder ein anderer Mann aus dem Dorf ihn fand, war es um sein Leben geschehen. Sie ließ daher bei all ihren Besuchen im Schober keine Vorsicht außer Acht und vertraute im übrigen der Nacht, die den Reiter bis zu diesem Tage bewahrt hatte. Da man im Dorfe bemüht war, alle Spuren des Ueberfalls zu beseitigen und auch den Haß Bisz zu begraben hatte, war der schwarze Jörg meist außer dem Hause, und Margaret konnte ungefährdet ihren heimlichen Besorgungen nachgehen. In den nächsten Tagen war sie allein im Hause. Der Stiefvater war mit dem Knecht davongeritten, wahrscheinlich um an verschiedenen Orten die geraubten Kostbarkeiten zu verschachern. Sie konnte nun unbesorgt sich der Pflege des Reiters widmen und erlebte die Freude, daß sich sein Zustand rasch besserte. Endlich konnte sie ihm das Schicksal seiner Kameraden und seine eigene Lage offen mitteilen. Da sah er sie lange schweigend an.

„Was denkt Ihr?“ fragte sie. „Fürchtet Ihr Euch vor mir?“

„Nein. Ich danke dir . . . Wie heißt du doch? Margaret?“

„Margaret Luz.“

„Margaret Luz. Jawohl. Luz, das Licht! Ein Wunder ist geschehn, daß mir in dieser Not solch ein Licht leuchtet.“

„Glaubt Ihr immer noch an Euern Stern?“

„An welchen?“

„Nun, an den guten, der Euch führt. Ihr spracht von ihm damals in der Schenke.“

„Ich glaube an das Gute, an Gott. Er ist mit dir und mir. Warum hast du mich nicht erschlagen, als ich draußen im Blut lag? Und mich nicht verraten?“

„Ich hätt' das nicht gekoant. Ich hab' Ge-



barmen gehabt mit Euch. Ich hab' Euch aber zuerst nicht gleich erkannt."

"Ich danke Gott, der dich mir gesandt hat."

"Auch mir ist es wie ein Wunder, daß ich Euch gefunden hab', denn nun weiß ich, was ich tun muß."

"Was willst du tun?"

"Ich muß fort von hier."

"Wohin?"

"Es ist ganz gleich wohin. Nur fort. Dahin, wo andere Menschen sind."

"Ich will mit dir gehen, bis du eine neue bessere Heimat gefunden hast."

Sie berieten nun die Möglichkeiten der heimlichen Flucht. Margaret wußte, wo am Ufer des Stroms ein Kahn lag. Aber wie konnten sie unbemerkt dorthin kommen? Sie war des Ruderns unkundig und der Reiter durfte um seiner Wunden willen sich nicht anstrengen. An dem Tage, an dem ihr Stiefvater und der Knecht zurückgekommen waren mit einem Säcklein voller Taler, kam ihr der Gedanke, den alten Pfarrer um Rat und Hilfe anzugehen. Es war nun hohe Zeit zu ihrer Unternehmung, denn unversehens konnte der schwarze Jörg oder der Knecht in den Schober kommen und ihre Heimlichkeit entdecken.

Zumitten des erhöht gelegenen verwilderten Friedhofs stand die halbverfallene Kirche, an die der Pfarrer, den man im Dorfe jetzt nur noch den Waldbruder nannte, seine Hütte angebaut hatte. Dorthin, wo sonst selten ein Dorfbewohner sich sehen ließ, schlich Margaret eines Morgens. Sie fand den Pfarrer beim Ausweiden eines Fisches, den er im Strom gefangen hatte, während ein Reh, zwei Ziegen und ein Duzend Hühner in dem einstigen Kirchhof weideten. Der weißhaarige, aber noch rüstige Pfarrer schaute verwundert auf Margaret, die scheu und zaghaft einen großen Brotlaib und einen Schinken aus einem Tuch nahm und es ihm überreichte. Das war die gebräuchliche Art, mit der man das Vorbringen eines Anliegen einleitete bei geistlichen und weltlichen Obrigkeiten. Aber der Waldbruder lehnte die Spende mit mildem Lächeln ab und fragte nach ihren Wünschen. So war Margaret genötigt, die furchtbaren Taten der Dorfbewohner zu bekennen. Sie tat es stockend und blickte dabei zu Boden. Erst als sie von der Auffindung des verwundeten Reiters erzählte, wurde ihre Rede lebhafter.

"Ich muß ihn retten und bitte um Eure Hilfe, ehrwürdiger Vater." So schloß sie und sah den Waldbruder dabei offen an. Dieser nickte verstehend: "Man muß ihn hierher schaffen. Kann der Blessierte schon gehen?"

"Mit Mühe, an zwei Stecken. Aber ich werde ihn stützen. Es wird schwer sein, denn es muß bei Nacht geschehen."

"Ich werde dir helfen. Heute nacht, zwei Stunden nach Sonnenuntergang. Verstehst du?"

"Dank, ehrwürdiger Vater. Ich verstehe."

Margaret lebte jetzt ganz dem Gedanken an die Rettung ihres Schützlings, und so gelang es ihrer Listigkeit und Geschicklichkeit, den Umzug ohne Störung zu bewerkstelligen. In dunkler Nacht wurde der Verwundete zu der einsam stehenden Kirche geschafft und dort in der leerstehenden Sakristei untergebracht. Nun schien es keine Eile mehr zu haben mit der weiteren Flucht des Reiters. Man konnte dort abwarten, bis seine Wunden hinreichend geheilt waren und inzwischen überlegen, wie die Fahrt über den Rhein ausgeführt werden konnte. Der Waldbruder hatte an einer verborgenen Stelle des Ufers einen Weidling liegen, den er gelegentlich beim Fischen zu benützen pflegte. Mit diesem wollte man die Ueberfahrt in einer Mondnacht wagen. Bis dahin hatte man aber noch gute Weile, während der Margaret oft heimlich zu ihrem Reiter hinüberschlich. Der Pfarrer nahm die Gelegenheit wahr, in die verwilderten Seelen der beiden das Wort Gottes zu säen und hatte die Gewißheit, daß seine Lehren hier auf guten



Margaret fand den Pfarrer beim Ausweiden eines Fisches.

Grund fielen. Es geschah, daß der fromme Einsiedler, der schon lange nicht mehr um Seelen hatte sorgen können, in sich wieder den Ruf vernahm, Menschen zu Gott zu führen. Er hatte in der Zeit der Greuel alle Hoffnung aufgegeben, daß die Bestien, die Menschengestalt

trugen, jemals wieder Kinder Gottes werden könnten. Er sprach jetzt davon, daß er in das Dorf hineingehen und den Räubern und Mördern predigen wolle. Margaret beschwor ihn, dies nicht zu versuchen, denn es würde ihm das Leben kosten. Der Waldbruder sagte, er fürchte den Tod nicht. In einem Traume sei ihm übrigens geoffenbart worden, es sei Gottes Rathschluß, daß er drüben im elsässischen Land die Grabesruhe finden werde. Nun aber erkenne er Gottes Willen und Gebot: er werde, sobald Margaret und der Reiter über den Rhein gefahren seien, zu seiner verwilderten Gemeinde zurückkehren und sein Leben daran setzen, die Räuber und Mörder auf die Wege des Friedens zu führen.

Als Margaret einmal spät am Abend in das Dorf zurücklich und dabei die Vorsicht, einen weiten Umweg zu machen, außer Acht ließ, wurde sie auf ihrem Weg von einem der wilden Burichen gesehen, der sich in der Wirtsstube des schwarzen Jörg schon einige Male vergeblich um ihre Gunst bemüht hatte. Er lief ihr nach. Sie floh in höchster Not quer über Wiesen und Acker, erreichte ihr Haus und schloß sich in ihre Kammer ein. Der Burische aber schrie in der Schenkstube und im Hausgang laut, daß man schon erfahren werde, welche Heimlichkeiten sie mit dem Waldbruder habe. Da wurde auch ihr Stiefvater aufmerksam und fragte sie noch in der Nacht, was sie bei dem Alten zu suchen gehabt habe. Sie gab keine Antwort, faßte aber den Entschluß, so schnell als möglich den Reiter über den Rhein zu bringen.

In der gleichen Nacht noch schnürte sie sich ein Bündel mit ihren Habseligkeiten und wagte es, durch das tiefe Dunkel den Weg zum Waldbruder zu suchen. Sie vernahm erschauernd wieder den unheimlichen Ruf des Käuzchens und dachte an die furchtbaren Stunden, die sie, im Walde liegend, die mörderischen Schüsse gehört hatte. In der Richtung der Kirche sah sie einen einzigen hellen Stern in das trübe Dunkel hineinleuchten. Das war gewiß das freundliche Gestirn, das den Reiter auf seinen Wegen begleitete. Sie nahm es als ein gutes Zeichen und gelangte mit frischem Mut an den Zufluchtsort des Reiters. Der Einsiedler erschrak nicht, als er die Kunde hörte, die Margaret brachte. Er trat mit ihr hinaus vor die Klause. Der sonst still dahinfließende Rhein rauschte geheimnißvoll.

„In den Bergen ist in den letzten Tagen Regen gefallen. Es wird eine hohe Flut kommen. Wir können in der Nacht nicht hinüberfahren, Margaret.“

„So muß es geschehen, sobald es Tag wird,“ jagte Margaret entschlossen.

Sie traten zu dem Reiter in die Sakristei. Der Waldbruder hatte an der halberloschenen Gut seines Herdes einen Span entzündet und leuchtete damit in den armseligen Raum. Der

Reiter erwachte auf seinem Lager und sah erstaunt auf die Eintretenden. Als er von der neuen Gefahr hörte, bat er, man möchte sofort zur Ueberfahrt sich rüsten. Aber der Waldbruder erklärte ihm, man könne wegen der beginnenden Hochflut bei Nacht nicht übersehen, weil der Weidling sofort sinken werde, wenn ihn die Strömung an einen Baum treibe. Das niedere Gestade sei bereits überschwemmt.

Mit einiger Mühe erhob sich der Reiter von seinem Lager.

„So darfst jetzt keine Zeit mehr verschlafen werden. Es gibt noch manches in Ordnung zu bringen.“ Er sah den Waldbruder und Margaret mit frohem Blick an. Der Waldbruder verstand, was der Reiter im Sinne hatte. Er wußte von den beiden, daß sie entschlossen waren, nicht mehr voneinander zu gehen; er hatte längst gesehen, daß sie einander liebten und daß diese Liebe echt war. Diesen in Todesnot und Gefahr entstandenen und bewährten Bund sollte er nun als Pfarrer weihen und segnen. Sie waren nebeneinander getreten. Margaret hielt des Reiters Arm umschlungen, als stütze sie den immer noch Geschwächten, aber es war zugleich auch eine erste noch seltene Hingebung in dieser Berührung. Der Waldbruder war selbst tiefbewegt, als er beim dürftigen Schein zweier Kienspäne das Gelöbniß der beiden abnahm und zum erstenmal seit langer Zeit mit schlichten Worten den Bund zweier Menschen segnete. Ueber Margarets sonst so ernstes und hartes Antlitz kam in dieser Stunde eine Erklärung, die die Güte und Milde ihres Frauenherzens wunderbar abspiegelte. — —

Mitternacht war längst vorüber. Ueber dem fernen Kamme des Schwarzwalds zeigte sich die erste Röthe der aufgehenden Sonne, als Margaret und der Pfarrer sich auf den Weg machten zum Ufer des Rheins. Bald standen sie bei dem Boote, das, an der Werb festgemacht, in der gelblichen Flut des Stromes schaukelte. Margaret verstaute darin ihr Bündel und einige Lebensmittel zur Reisezehrung. Der Pfarrer prüfte das Ruder und erklärte, alle Anzeichen verräthen, daß der Strom noch immer höher steige. Dann gingen sie zurück, um den Reiter zur Ueberfahrtstelle zu geleiten. Er stand schon aufrecht vor der Klause des Pfarrers und streichelte das Reh, das lange Jahre des Waldbruders Freund und Begleiter gewesen war. Dann nahmen die beiden Flüchtlinge mit einem raschen Blicke Abschied von der im blaffen Morgenlicht liegenden Einsiedelei.

Margaret und der Pfarrer führten Cornel Vischer behutsam über das weglose Gelände. Dieser war in froher Stimmung, wehrte ihre allzu große Fürsorglichkeit ab und machte voller Uebermut, indem er sich losriß, ein paar unternehmende Schritte durch das taufrische Gras.

Als sie auf der Werb angelangt waren, hinter der der Rhein seine trübe Flut wälzte, sah Margaret eine Gestalt im schnellen Lauf in der Richtung von der Kirche zu den ersten Häusern des Dorfes eilen. Sie ahnte Schlimmes. Bevor sie aber noch eine Befürchtung ausgesprochen hatte, vernahm sie den grellen Ruf der Marmypfeife in der Dorfstraße. Die Hundsfeldener Lerche! Sie rief die Mordgesellen zusammen zu blutiger Tat.

Sofort begriffen alle drei, was dies zu bedeuten hatte. Sie waren entdeckt! Der Bursche vom vorigen Abend hatte ausgekundschaftet, was beim Waldbruder vor sich gegangen war, hatte Cornel Bischer entdeckt und als einen Ueberlebenden des letzten Ueberfalls erkannt! Nun war das Unternehmen aufs höchste gefährdet! Margaret klammerte sich verzweifelt an Cornel und sagte zitternd, nun gebe es keinen andern Rat, als sich zu verstecken. Aber Cornel beschwichtigte sie: „Wir werden die Ueberfahrt wagen. Es ist nur schade, daß ich außer meinem Dolch keine Waffen habe!“

Der Pfarrer drängte zur Eile. „Sie werden uns über den Rhein nicht verfolgen können. Das Fährschiff hängt abgetrieben zwischen den Weiden. Mit den kleinen Rähnen wagen sie sich heute nicht hinaus. Uns aber möge Gott beschützen!“

Bald waren sie zu ihrem Rachen gelangt. Das Einsteigen ging schnell vonstatten, und der Pfarrer brachte mit kräftigen Rudererschlägen das kleine Fahrzeug rasch vom Ufer los. Schon hatten sie die Mitte des Stromarmes erreicht, als von der Werb her Geschrei erscholl. Eine Anzahl Männer und Burschen waren dort erschienen. In wenigen Augenblicken hatten sie das Boot entdeckt. Ein Schuß blitzte aus der Mitte des Haufens auf und ein wuchtiger Knall folgte ihm. Margaret schrie, weinte und betete. Cornel Bischer, der ausgestreckt im Schiffe lag, richtete sich fluchend auf und beklagte, daß er keine Büchse habe. Da krachten weitere Schüsse. Margaret sah, wie eine Kugel nahe bei dem Rahn ins Wasser peitschte. Plötzlich wurde auch noch von einer andern Stelle des Ufers aus geschossen. Margaret warf sich auf das Ruder, das der Pfarrer mit höchstem Kraftaufwand bewegte. Sie arbeiteten mit vereinten Kräften, um das Boot in den Schutz der Gebüsch der vor ihnen liegenden langgestreckten Schäferinsel zu bringen. Dahinter war der Hauptstromarm des Rheins. Dort waren sie sicher vor den Schüssen, die drüben in wütenden Salven abgefeuert wurden. Schon waren sie der Insel ganz nahe, da spürte Margaret, daß die Kraft des Pfarrers erlahmte. Seine Hände lösten sich vom Ruder. Mit Entsetzen sah sie, wie er lautlos zurück sank. Eine Kugel hatte ihn in den Hals getroffen. Als Margaret und Cornel

ihn aufrichten wollten, geriet das Schiffelein in bedrohliches Schwanken. Sie sahen auch gleich, daß ihr Bemühen nichts mehr helfen konnte. Der gute Waldbruder war verschieden.

Unversehens waren sie nun in den Schutz der Schäferinsel gelangt, wohin die Schüsse nicht gelangen konnten. Margaret führte das Ruder



Unversehens waren sie nun in den Schutz der Schäferinsel gekommen.

mit zitternden Armen, war aber geschickt genug, das Boot an einer geeigneten Stelle des jenseitigen Ufers zum Landen zu bringen.

So fand der Pfarrer von Hundsfelden, wie er es geträumt hatte, über dem Rhein sein stilles Grab. Tieferschüttert begruben ihn die beiden geretteten Flüchtlinge mit Hilfe einiger Leute aus dem nahen Dorfe Allkirch. Dort fanden sie auch Gelegenheit, ihre Reise auf einem Wagen fortzusetzen. Schon waren die Thürme des Straßburger Münsters sichtbar, da sprachen Cornel und seine junge Frau von der hellen Zukunft, der sie nun nach so unendlich düsteren Tagen entgegen gingen. Cornel erzählte, daß er in der Stadt Freunde habe, die ihm jede Hilfe gewähren würden, und daß er im übrigen auf seinen guten Stern vertraue, der ihn auch Margaret, das Licht von Hundsfelden, habe finden lassen.

Als die aufgeregten Haufen der Hundsfeldener Schützen gesehen hatten, daß trotz ihres wilden Schießens das Schiffelein seine Fahrt zum anderen

### Standrede über Höflichkeit und Wahchastigkeit.

Ufer hatte machen können, überfiel sie eine tolle Verzweiflung. Man beschuldigte sich gegenseitig der Nachlässigkeit, der Verrätereit und der Feigheit, und noch auf der Werb brach blutiger Streit aus, bei dem es Verwundete und Tote gab. Dann stürmte die Meute davon zur Klausel des Pfarrers. Das Reh und die Ziegen wurden erstochen, die wenigen Habseligkeiten des Waldbruders geraubt und die Kirche in Brand gesteckt.

Im Dorfe aber gingen Gespenster um. Man erwartete, daß jeden Tag ein rächendes Strafgericht über das Dorf hereinbrechen würde, denn der entkommene Zeuge des letzten Ueberfalls schickte ihnen sicher die Straßburger Zuchtrute zur Vergeltung herüber. Wohin sie blickten, überall sahen sie die Rächer kommen. So geschah es, daß nach einigen Tagen das Dorf von allen Bewohnern verlassen war. Sie hatten sich in die umliegenden Wälder geflüchtet und hausten dort wie die Tiere in ewiger Angst vor der großen Treibjagd.

Aber, wie aus Aufzeichnungen der umliegenden Ortshafsten zu entnehmen ist, waren Menschenhände nicht nötig, um die schrecklichen Verbrechen der Hundsfeldener zu sühnen.

Die Wasser des Rheinstroms schwellen immer höher an und bald waren alle Wälder in den Niederungen ringsum mannshoch überflutet. Die Chroniken berichten darüber, daß das Wild sich gerettet habe, daß aber die Menschen sich nicht aus ihren Verstecken hervorgewagt hätten und elendiglich zugrunde gegangen seien. Diejenigen, die die Flut nicht fortgeschwemmt habe, seien später verhungert im Geäst der Bäume aufgefunden worden. Das Dorf aber und die ausgebrannte Kirche wurde von den Fluten, die die Werb durchbrachen, hinweggespült.

Es ist anzunehmen, daß auch Cornel Wischer und Margaret von dem schrecklichen Untergang Hundsfeldens Kunde erhielten. Ueberall am Oberrhein erzählte man noch lange von der schauerlichen Katastrophe. Ihr Zusammenhang mit dem Schicksal des Reiters und Margarets beruht gewiß nicht auf Zufälligkeiten, doch überläßt es der Erzähler dem Leser, sich darüber seine eigenen Gedanken zu machen.

\*\*\*\*\*

Und wärst du frei von jeder Pflicht,  
Von jeder Not und jedem Zwang,  
Ja selbst von des Geschickes Drang,  
Von dir allein nur bist du's nicht.

Carl Zettel.

Geh fleißig um mit deinen Kindern! Habe  
Sie Tag und Nacht um dich, und liebe sie  
Und laß dich lieben einzig-schöne Jahre;  
Denn nur den engen Traum der Kindheit sind  
Sie dein, nicht länger!

Schefer.



Es war ein linder Maiabend, als der Hintende seinem Standquartier im „Löwen“ zuschritt. Die Linden singen schon an, ihren süßen Duft zu verbreiten. Die letzten Lieder der zu Neste fliegenden Vögel erklangen durch die Stille des Dorfes. Die Sonne war längst hinabgesunken. Am Himmelsrand leuchtete noch ein letztes mattes Gold wie ein Gruß der scheidenden Lichteskönigin. Vom Felde her schritten noch einige Mäde, die den Tag über bis in die Nacht hinein sich geplagt hatten. Aus den Fenstern riesen ihnen Grüße entgegen: „Heim zu, Andres?“ „Genug für heut, Susel?“ „Jetzt tut 's Ruhen gut, Schorrich!“ Und dankbar kam die Antwort: „Denk's wohl, Heirich!“ „Wünsch dir einen guten Schlaf, Bäsle!“

Da schritten auch ein paar straffe Gestalten in städtischer Kleidung. Sie schauten weder rechts noch links. Kein Wink mit der Hand. Kein Gruß. Kein freundliches Lachen.

„Die haben 's eilig, Hinkender!“ grüßte der Löwenwirt, der auf die hohe Staffel vor seinem Haus getreten war.

Der Hinkende schaute ihnen nach. „Ja, die wollen noch ein Haus weiter, ehe sie ihren Tagesmarsch zu Ende bringen! Sind halt junge Leut, die können besser ausgreifen als unsereiner, dem sein Stelzfuß das Marschieren nicht so plästerlich macht!“

Und damit reichte er dem Löwenwirt die Hand.

„Die Kammer ist schon gerüstet, Hinkender!“ sagte der Löwenwirt. „Und in der Gaststube sitzen die Männer, denen ich Eure Karte gestern »brühwarm« gezeigt habe. Sie freuen sich alle aufs Wiedersehen! Geht nur hinein. Die Marie trägt Eure Tasche und das Reisföckerle schon hinauf in die Schlafkammer!“

Und so saß der Hinkende im alten treuen

Freundeskreis. Kräftige Fäuste hatten seine Hände geschüttelt, und aus den hergereichten Gläsern hatte er tüchtig Bescheid tun müssen.

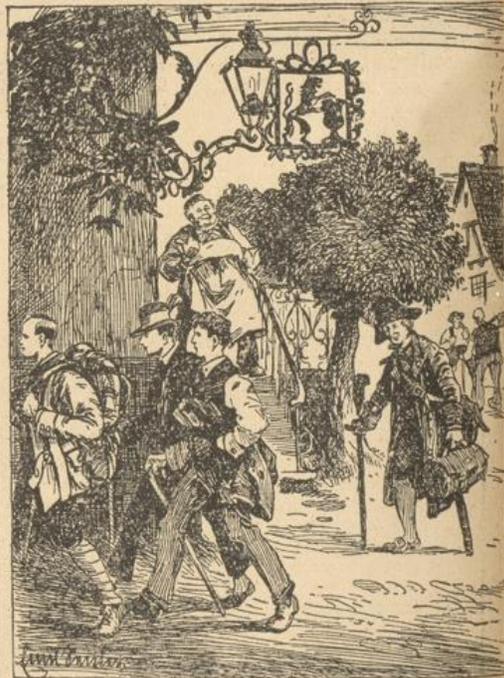
Das Gespräch kam auf die Wanderer, die vorhin durch das Dörflein geschritten waren.

„s sind doch artliche Leut, die Städter. Das geht durch unser Dorf im Sommer tag us, tagein. Alle steigen sie hinauf zur Hohwart, daß sie dort wollen die Alpen beim Sonnenaufgang sehen. Manch einer fragt nach dem Weg, wenn er den Weg nicht aus seiner Wanderkarte lesen kann. Aber keiner hat einen Gruß für unsereinen. Anfangs haben wir die Kappen geklopft vor den fürnehmen Herren. Aber sie haben Augen gemacht wie Pflugräder und getan, als ob wir närrisch wären. Kurz und rauh ist es herausgekommen, wenn sie dagegen begrüßt haben. Und mancher hat sich bejonnen, ob er seinen Hut nur mit zwei Fingern anregen soll, wenn er grüßt. Viele haben nur genickt, als ob wir aus dem Zigeunerkarren wären und noch gotteswunder wie dunkelbar sein müßten, daß sie unsereinen nur eines Blickes würdigen. Jetzt haben wir's hal' sein lassen, das Grüßen. Es geht auch so. Aber ich, — ich gehe halt nach der alten Mode. Ich spüre es immer wie einen Stich im Herzen, wenn ich die Leute da laufen lassen soll, als wär ein Stückle Vieh durchs Dorf gelaufen. Bei uns hat's geheizen: Ein rechter Mann bietet jedermann die Zeit. Und mein Vater hätt mich schön mit dem Stecken begrüßt, wenn ich die Kappe nicht herun ergebracht hätte vom Kopf. »Hast Spazn unter dem Hut?« hätt er mich gefragt! Und jetzt kommen die aus der Stadt, die doch alles am besten wissen wollen, und die uns Bauern Bi dung lehren wollen, damit wir nicht länger hinter dem Mund daheim sein sollen. Sie sind so ungartig, und unsere Buben und Maidlein lernen nichts als Ungechliffenheit und Raubbunzigkeit von diesen Stadtmoden.“

Es war eine lange Rede, die der Bürgermeister gehalten hatte. Drum wischte er sich über das fahle Vorderhaupt, aus dem ein Paar helle fragende Augen nach dem Sinkenden hin blickten. Der Schneidernoz mischte sich ins Gespräch.

„Ja, die Stadtleut! Die wollen die ganz feinen sein und denken, wir Leut auf dem Dorf wissen nicht, was sich gehört. Gestern bin ich im Städtlein gewesen. Wie ich heimfahren will, sehe ich eine Frau, die mit ihrem Kind in den Zug einsteigt. Da ist aus Versehen einer von den Bahnarbeitern, der eine schwere Kiste auf seinem Wagen fahren mußte, an ihr Kind gestoßen. Das Kind ist umgefallen. Der Mann hat sich gebückt und hat das Kind aufgehoben und hat ihm das Köcklein sauber gewischt. Aber es hat mörderlich geschrien. Und die Frau! Die hat ein Maulwerk gehabt. »So ein grober Bauer! hat sie gerufen. Wir sind schon lang aus der Station herausgefahren, da hat sie es immer noch mit dem »groben Bauern« zu tun

gehabt. »Mit Verlaub«, habe ich sie gefragt, »woher ist denn die Frau?« Sie hat mich von oben herab gemustert und hat geant: »Bei uns sagt man nicht »Frau« sondern »Dime«. Und wenn Sie es partu wissen wollen, woher ich bin, dann kann ich es Ihnen sagen: ich bin aus Mannheim. Da weiß man, was sich geört! Da habe ich ihr geagt: »So? Und wir Bauern wissen nicht, was sich gehört? Darum sind wir grobe Bauern? Mag sein. Aber soviel kann ich sagen: Wenn bei uns auf dem Dorf einer aus Versehen ein Kind umstößt und dann das Kind aufhebt und sich entschuldigt, dann sagen wir: Ha! nichts zu sagen. Das Kind wird schon wieder still werden. Kinder schreien gleich, als ob sie am Spieß steckten, aber es ist nicht halb so arg, wie sie tun. So sagen wir — dem: wir wissen: dem Mann tut's leid und er kann ja nichts dafür. Und ein Ungeschiek kann jedermann passieren. Wenn die Städter das nicht in mich, dann tun sie mir leid. Aber dann weiß ich nicht mehr wo die Grobheit zu Haus



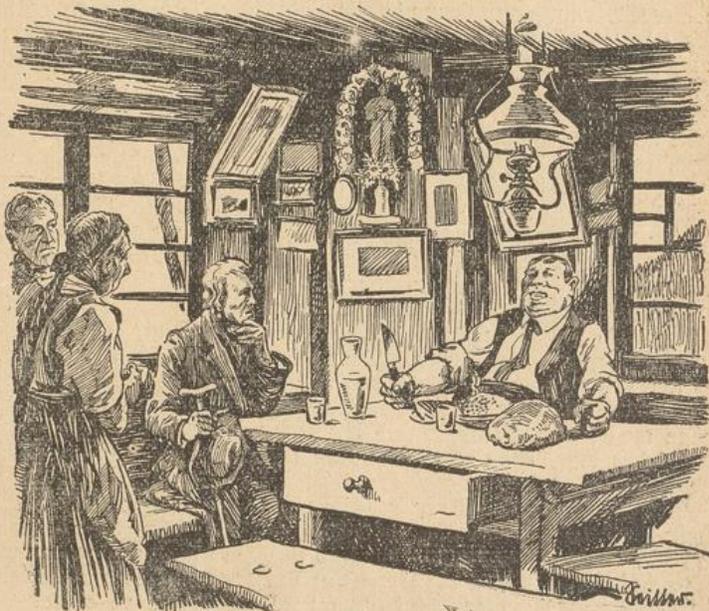
Da schlitten auch ein paar straffe Gestalten in städtischer Kleidung.

ist. Bei uns oder bei den Leuten, die in der Stadt den Mund vorn dran haben.« Da haben sie alle gelacht, die im Wagen gesessen sind, und sie haben mir zugewinkt. Aber die Frau — ach nein! die Dime — hat zum Fenster hinausgeschaut und mit mir kein Wörlein mehr gesprochen. Ich hab ihr schnein's Lußt sein sollen! Jetzt tat mit einemmal einer den Mund auf,

der sonst nie etwas redete. Es war der Häseltaler, der seinen Hof weit in den Bergschanden hat, und der sein Schöpplein schon bezahlt hatte, um den weiten Heimweg nicht in der ganz finsternen Nacht tun zu müssen. Er war nur geblieben, um den Hinkenden auf ein Augenblickchen zu grüßen.

„Ist alles nichts. Ein Wörtlein muß ich noch sagen, ehe ich mich heimwärts mache. Die Städter haben eine besondere Meinung von dem, was sich gehört. Im vorigen Sommer haben wir das Fest gehabt von der Einweihung unseres Gemeindehaus'es, das unser Pfarrer gebaut hat. Da sind viele Zeitungschreiber gekommen die von dem Fest haben erzählen sollen in ihren Blättern. Auch einer von Berlin. Der Pfarrer hat gesagt, der schreibe viel in eine Dorfzeitung. Drum wolle er einmal einen richtigen Wälderhof sehen. Er ist mit dem Pfarrer zu mir herausgekommen. Es war ein heißer Tag. Die Herren sind müd und hungrig gewesen. Drum hat mein Weib ihnen einen guten Kirich hingestellt und Brot und Speck, so wie wir Leut es haben in unseren Bergen. Aber der Fremde hat nicht so recht zugreifen wollen. »Sammelt's dem Herrn nicht?« habe ich unseren Pfarrer gefragt. Aber der Berliner hat mich steif angesehen und hat gefragt: »Sagen Sie mal, Verehrter, haben Sie keine Butter?« Das ist mir noch nicht vorgekommen, daß einer sich bei mir im Haus bestellt, was ich ihm geben soll. Bei uns sagt man großen Dank, wenn man etwas kriegt. Aber ich habe meiner Frau gesagt, sie solle ihm Butter bringen. Sie hat sich entschuldigt, es sei kein Brösel Butter mehr im Haus und sie habe noch nicht geplumpt. Dann bin ich hinausgegangen und habe aus meinem Bienenstock eine Wabe geholt und sie dem Herrn hingestellt. Dann hat er die Aermel hinaufgekrempt und das Messer genommen und gerufen: »So, jetzt kann's losgehen!« Ich habe kein Wörtchen gesagt. Aber im stillen habe ich mich doch gefragt: Wo ist denn die Bildung der Stadtleute, wenn sie bei uns tun, als wären sie in einem Dorf in Afrika? Der Pfarrer ist sehr verlegen gewesen. Das habe ich ihm angesehen. Ein paar Tage später ist er gekommen und hat mir gesagt: »Nehmen Sie dem Herrn aus Berlin das nicht übel. Der weiß nichts

vom Bauernleben. Der hat gemeint, wunder wie leutselig er bei Ihnen gewesen sei!« Ich habe dazu ein bißchen gelächelt und gesagt: »Das tut nichts, Herr Pfarrer, der versteht es halt nicht besser!« Aber seither frage ich mich doch: Wie kommt es, daß die Stadtleute mit all ihrer Bil-



Dann hat er die Aermel hinaufgekrempt und das Messer genommen und gerufen: „So, jetzt kann's losgehen!“

„Dung doch nicht wissen, was sich gehört?“

Der Hinkende hatte schweigend zugehört. Als er sah, wie in den Gesichtern seiner Freunde ein tiefer Groll lag, fing er an: „Ihr seid ja alle schon in der Stadt gewesen. Und ihr habt gesehen, wie das Menschengewühl durch die Straßen geht. Tausend und aber tausend Menschen. Denkt euch einmal, die sollten einander grüßen und einander die Zeit bieten. Dazu hat keiner die Zeit, und wenn er's zehnmal wollte. Das bringt die Stadt so mit sich, daß die Menschen keine Zeit mehr füreinander haben können. Ihr hier auf dem Dorf kennt einander. In der Stadt kennt keiner den andern. Ich habe einmal nach Karlsruhe fahren müssen, weil ein Vetter von mir schwer krank war. Und wie es so geht, ich habe die Hausnummer verwechselt. In der Schützenstraße war's. Ich bin in das Haus gegangen, das neben meines Veters Wohnung stand. Von oben bis unten habe ich nach dem Namen meines Veters gefragt. Keiner hat mir sagen können, wo der wohnt. Und hat nur ein Haus nebendran gewohnt. Keiner hat davon gewußt, daß im Haus nebendran ein Todtkranker ist. So fremd sind sich dort die Leute! Und

wenn von Jugend auf jedermann gewohnt ist, nur an sich und seine paar Bekannten zu denken — glaubt ihr, der macht's anders, wenn er hier heraus aufs Dorf kommt? Dem seid ihr lauter, Fremde, die ihn nichts angehen, so gut wie die Leute, die mit ihm in derselben Straße in seiner Stadt wohnen. Drum dürft ihr mit ihnen nicht so hart ins Gericht gehen. Wenn sie euch einmal wirklich kennen gelernt haben, wird's anders.“

Der Bachschmied schüttelte den Kopf: „Das will mir nicht hinunter, Hinkender! Das will doch im Grund nichts anderes sagen, als daß in der Stadt ein Mensch nichts mehr ist und nichts mehr gilt. Und doch reden die Stadtleute, wenn sie zu uns aufs Dorf kommen, allemal von der Menschlichkeit und sagen, das sei ihre Religion. Wir Bauern glauben noch an einen Herrgott, das hätten sie nicht mehr nötig. Sie begnügen sich damit, eine Religion der Menschenliebe zu haben. Damit kämen sie weiter als wir mit unserer Kirche und unserem Glauben. Wo ist denn die Menschlichkeit, wenn man an einem vorbeiläuft und ihn sterben und verderben läßt, ohne den Hals nach ihm umzudrehen?“

Da sah ihn der Hinkende herzlich an: „Ihr habt ganz recht, Bachschmied. Die Menschlichkeit, von der man gemeinhin redet, ist — Geschwätz. Damit stecken die Leute nur den Kopf in den Sand. Sie lügen sich selber an mit ihrer schönen Redensart von der Menschlichkeit. Sie könnten es nicht anhalten in dieser eisigen Luft, wenn sie nicht irgend etwas hätten, an das sie sich klammern können. Und darum tun sie so groß mit ihrer Menschlichkeit, sind aber mitten in der Unmenschlichkeit drinnen, wie die ganze gegenwärtige Welt. Noch nie hat man so viel von Menschlichkeit geredet, und noch nie ist man so tief in der Unmenschlichkeit gesteckt wie heute. Und drum ist so selten geworden, was ihr an den Stadt-leuten vermißt, was aber euch auf dem Dorfe auch nicht immer in der Küche und im Keller sitzt; die Höflichkeit. Höflichkeit stammt aus echter Menschlichkeit. Nämlich die wahre und echte Höflichkeit. Man kann auch einen auf Höflichkeit dressieren, daß er Höflichkeitskunststücke macht wie ein Pudel, der einen Stock apportiert und ins Wasser springt auf Kommando. Es gibt einen Haufen solcher dressierter Höflichkeitsfräzchen und Höflichkeitsfragen in der Welt, die Komplimente machen und die Hand küssen und feinerlich Messer und Gabel halten beim Essen; die nie auf der rechten Seite eines Ehrengastes laufen, sondern ihm zur Linken gehen, und was alles noch zur anerzogenen Höflichkeit gehört. Wenn man aber diesen Höflichkeitsmenschen auf den Seelengrund guckt, ist es nur zu oft Eißig mit all ihrer Höflichkeit. Dann geht es ihnen so, wie dem vornehmen Herrn, der einmal einen

einfachen Mann zum Mittagessen einlud und den Gast schön, wie sich's geziemt, obenhin an den Tisch setzte. Als der einfache Mann sich zieren wollte und meinte, der Ehrenplatz gezieme nicht ihm, sondern seinem Gastgeber, der ja so vornehm sei, lachte der seine Herr und sagte: »Setzen Sie sich ruhig dorthin, wohin ich Sie gesetzt habe. Denn wo Ich bin — man muß dies Ich mit einem großen Buchstaben schreiben — ist immer oben!« Da kam der Hochmut zur Hintertüre herein, nachdem er zur Vordertüre herausgeworfen war, und die vielgepriesene Höflichkeit war nichts als Lack, mit dem man einen rissigen Tisch überzieht und meint, nun sei er glatt. Aber der Lack springt, und die Risse sehen nur noch abscheulicher aus.

Die echte Höflichkeit stammt aus der Menschlichkeit. Da wo einer in dem andern Menschen immer den Menschen und damit seinesgleichen sieht, da ist Höflichkeit. Ich möchte sie Herzenshöflichkeit heißen. Die Herzenshöflichkeit des alten Kaisers Wilhelm, der von keinem seiner Diener auch nur ein Glas Wasser sich hat reichen lassen, ohne „danke“ zu sagen. Denn der Diener hatte ihm einen freundlichen Dienst getan. Das ist die Herzenshöflichkeit, die ich vor einigen Tagen bei einer sehr hochstehenden Dame gesehen habe. Zu der ist der Notar gekommen in irgendeiner rechtlichen Streitsache, und er hat seinen Schreiber mitgebracht. Der saß bescheiden auf einem Stuhl im Hintergrund, als die Dame ins Zimmer trat, und erhob sich und verneigte sich ehrerbietig. Die Dame begrüßte zuerst den ihr längst bekannten Notar, und dann schritt sie auf den Schreiber zu und reichte ihm die Hand und fragte nach seiner Heimat und seiner Familie und lud ihn ein, sich zu den beiden an den Tisch zu setzen, als ob er einer ihresgleichen wäre. Sie sah in ihm den Mann, der ihr zu dienen bereit war, und so machte sie es, wie des Hinkenden Mutter, die beim Mittagessen die Söhne anhielt, dem Dienstmädchen, das die Speisen zu- und abtragen mußte, die Türe zu öffnen. Als ob das Dienstmädchen die feinste Dame wäre! »Sie dient — und das ist ehrenvoll. Darum muß man sie ehrenvoll behandeln.« Und des Hinkenden Vater ist einmal in seinem Leben fuchsteufelswild geworden, als eines seiner Töchterlein geringschäßig von einem seiner Gespielen sagte: »Das ist ja nur ein Taglöhnerskind!« Wegen dieses »Nur« hätte das Kind beinahe den Buckel voll Schläge bekommen. Nur weil die Mutter als bessere Strafe vorschlug, das Kind solle eine Stunde in seine Stube sitzen und auf ein Blatt Papier schreiben: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst, kam es um die ungebrannte Asche herum. Da ist die Herzenshöflichkeit. Die braucht man nicht anzudressieren — die ist angeboren. Bei Leuten, die vor ihrem Herrgott demütig sind und darum

wissen: Alles, was Menschenantlig trägt, ist nicht mehr und nicht weniger als ich, ein Gottesgedanke, vor dem eine Ewigkeit steht."

Der Schneidernaz hörte des Hinkenden Rede gespannt zu. Dann — kaum hielt er es aus — fuhr er dazwischen: „Schön gesagt, Hinkender! Beinahe wie in der Kirche. Ihr könnt es noch besser wie unser Pfarrer. Und drum denke ich, man brauche die Kinder überhaupt nicht so zu dressieren. Die dressierten Kinder geben nur Affen, weiter nichts!“

Aber der Hinkende wußte, daß des Schneidernaz Maikle zu den vorwichtigten Mädchen des Dorfes gehörte und sich schon ein paarmal gehörig den Mund verbrannt hatte. Das hatte dem Schneidernaz allerhand Unlieblichkeiten eingebracht. Darum lächelte der Hinkende: „Ich weiß doch nicht! Die Alten haben gesagt: »Mit dem Hute in der Hand kommt man durchs ganze Land!« Und es ist darum gut, wenn man bei Zeiten die Kinder lehrt, den Hut

Leute das Wort führen. Gut Ding muß nicht bloß Weile haben sondern es muß gelernt werden. Und wer bei Zeiten angehalten wird, auf sich zu achten, kann im rechten Augenblick seinen Mann vielhundertmal besser stellen, als einer, der in den Tag hinein lebt. Einem rechten Mann und einer feinen Frau merkt man's doch immer an, daß sie nicht aus dem Vogelneist im Wald gefallen sind, sondern bei rechten Leuten großgezogen worden sind. Wer die Höflichkeit der Form verachtet, der wird auch bei der Herzeshöflichkeit nicht weit kommen. Ich meine immer, es stecke in jedem Menschen etwas von einem wilden Tiere. Und das Tier muß ausgetrieben werden, damit der Mensch zum Vorschein komme. Drum halte ich gar nicht zu wenig von einer rechten Erziehung zur Höflichkeit. Die Stadtleute, die es damit ernst nehmen, tun ihren Kindern den allerbesten Gefallen. Mit einem gewinnenden Wesen öffnet man sich manche verschlossene Tür!“

Der Hasletäler war stehen geblieben. Es hielt ihn wie mit Zangen fest, so daß er nicht davon konnte.

Jetzt trat der an den Hinkenden heran.

„Aber warum nennen die Stadtleute uns allezeit grobe Bauern? Etwa deshalb, weil wir die Wahrheit sagen, statt mit allerhand Ränken und Schwänzen hinter der Wahrheit herumzuführen?“

Der Hinkende sann einen Augenblick nach.

„Ihr redet da von etwas sehr Schwerem. Denn das ist sicherlich eine große Gefahr in aller Höflichkeit, daß man vor lauter Höflichkeit nicht mehr geradeheraus redet, wie ein rechter Mann soll. Aber das Wörtlein „grober Bauer“ stammt nicht daher. Ich glaube vielmehr, das kommt daher, daß die Stadtleute sehr oft die Höflichkeit auf dem Dorf nicht kennen. Sie haben andere Sitten in der Stadt als ihr Leute auf dem Dorf. Und was ihnen fremd ist, das nennen sie grob. Und es könnte ihnen gar nichts schaden, wenn sie sich mehr Mühe gäben, die Höflichkeit auf dem Dorf zu

Luigi Carlini



Wie machte es wie des Hinkenden Mutter, die beim Mittagessen die Söhne ansah, dem Dienstmädchen, das die Speisen zu- und abtrug, die Türe zu öffnen.

in die Hand zu nehmen und ihn nicht auf dem Kopf zu behalten, als ob er ausgeleimt wäre. Und sie haben gesagt: »Das Ei soll nicht klüger sein als die Henne!« und so wird es doch dabei bleiben, daß man die Kinder zum Schweigen anhält statt zum Dreinplappern, wenn ältere

ich habe ihm ein Licht darüber aufgesteckt.

Die Leute auf dem Dorfe wollen mit ihrer Sitte sagen, es sei dem Gast das Beste in vollem Maße gegönnt. Sie schenken allezeit voll ein, weil sie zeigen wollen: Bei mir wird nicht gekaufert. Was ich gebe, das gebe ich ganz! Und wer das einmal erkannt hat, dem vergeht das Lächeln über die Sitte auf dem Dorf, die ihren guten Sinn hat. Und es ist ein Stück echter Höflichkeit, daß man ein Verständnis für die Sitten anderer Leute hat, einerlei, ob man sie mitmacht oder nicht!

Aber das gebe ich Euch zu, Hasletäler, allzu höfliche Leute sind gefährlich. Sie verlieren vor lauter Höflichkeit den Charakter. Sie meinen, sie müßten jedermann nach dem Munde reden. Und weil man — wie ich vorhin gesagt habe — mit dem Gute in der Hand durchs ganze Land kommt, sehen sie vor allen Dingen darauf, wie sie den Profit machen aus ihrer Höflichkeit, und sind aalglatt, um ihr Schäfchen in Ruhe scheren zu können. Es ist ein schlimmes Ding um die Höflichkeit der Leute, die es mit der Wahrheit nicht mehr genau nehmen. Sie richten mehr Unheil an, als sie nur wissen. Hat doch der Hinkende in seiner Freundschaft ein liebes und feines Mädchen, dem ein wenig musikalische Begabung geschenkt ist. Sie singt um ihr Leben gern. Und darum hat sie, — ihre Eltern waren reiche Fabrikanten — Singstunden bekommen. Aber ihre Stimme war nicht schön. Sie klang hart und spröde. Einmal sang sie in einem Kreis von eingeladenen Gästen. Was für Komplimente wurden ihr gemacht! „Himmlich — bezaubernd — welche Auffassung — welches Gefühl“, so klang es von allen Seiten. Als die Leute draußen waren, zuckten die Musikverständigen die Achseln! „Aus der wird ihrer Lebtag keine Sängerin!“ — „Nun, sie hat es auch nicht nötig“, meinten andere. Aber sie hätte es doch nötig gehabt. Ihr Vater starb plötzlich. Die Fabrik machte Bankrott. Mutter und Tochter waren auf ein schmales Vermögen angewiesen. Das setzten sie ein für lauter Singstunden. Denn die Tochter sollte Konzertsängerin werden. Man hatte ihr ja Vorbeeren in Hülle und Fülle gepflückt. Der letzte Pennig ging drauf. Und dann kam das erste Auftreten im Konzertsaal. Ach, die Arme! Die Kritiker schrieben, die Sängerin sei wohl von Gott im Zorn zur Sängerin geschaffen worden. Alles war aus! Das kam von — der Höflichkeit, die nichts von der Wahrheit wissen mag.“

Der Bürgermeister nickte mit dem Kopf.

„Ja, Hinkender, das ist richtig. Aber — wer die Wahrheit sagt, der ist nirgends wohlgekommen.“

Er seufzte. Er wußte, warum. Die Leute im Dorf waren ihm nicht mehr grün, seit er es gewagt hatte, „den Hasen aufzudecken“ und die „Bettelwirthschaft“ im Gemeinderat gründlich anzupacken.

Drum reichte ihm der Hinkende über den Tisch hinüber die Hand.

„Die Studenten haben vor hundert Jahren gesagt: »Wer die Wahrheit kennt und jaget sie frei — der kommt nach Berlin auf die Hausvogtei«, und die Hausvogtei war ein überbeachtetes Gefängnis. Das ist allemal in der Welt so, daß die Wahrheitsfeger nicht zu den Beliebten gehören. Zu Kleinen und im Großen. Einer von des Hinkenden Freunden hat eine Geschichte erzählt von einem Professorenhepaar, das sich vornahm, steif bei der Wahrheit zu bleiben und nie ein übertriebenes Urtheil zu fällen. Wenn sie in ein Konzert gingen, urtheilten sie nie, daß die Sängerin »himmlich« gesungen habe, sondern sie sagten: Dieser Gesang kam von Herzen. Wenn sie ein neues Gemälde in der Kunstausstellung sahen, behaupteten sie nie: Ein Meisterwerk ersten Ranges, sondern sie sagten: Es ist gut gemalt! Und was geschah? Nach ein paar Wochen sagte die ganze Stadt: Was sind doch Müllers für unausstehliche Leute!“

Die Männer lachten.

Aber der Hinkende fuhr fort: „Kein Wunder, daß einmal ein kluger Mann, der sich auf die Welt und die Menschen versteht, gesagt hat: Die Wahrheit geht durch die Welt, eine stille hohe Frau, ihr Auge ist gen Himmel gerichtet — und in ihren Händen trägt sie das Kreuz! Das ist der Weltlauf, daß die Wahrheit ans Kreuz kommt und das Kreuz tragen muß.“

Der Schneidernaz fuhr wieder dazwischen: „Wo bleibt dann die Höflichkeit?“

Da wurde der Hinkende sehr ernst: „Nun muß sie erst recht her — aber die Herzenshöflichkeit. Die nicht adressiert ist, sondern angeboren. Sie findet das rechte Wort und — den rechten Mut. Und wo die zwei bei einander sind, gibt es eine gute Melodie. Die Herzenshöflichkeit kann nie grob werden, denn sie hat an sich selbst viel zu tadeln und kann über keinen herfahren, dem es nicht so glückt, mit sich selber und mit den anderen fertig zu werden. Und die Herzenshöflichkeit kann nie unwahr werden, denn sie hat viel zu viel Respekt vor jedem anderen, als daß sie ihm ins Gesicht hinein schmeicheln könnte. Darum ist sie voller Liebe und Treue. Und sie ist die Kraft, die uns alle segnet mit heiligen Händen!“

Der Hasletäler reichte dem Hinkenden die Hand.

„Jetzt muß ich gehen — aber ich gehe nicht im Dunkeln. Ihr habt mir ein Sternlein an den Himmel gestellt. Das leuchtet mir zum Heimweg!“

Das Brot, das mein Kind aus meiner Hand isst, bildet sein Kindergefühl und nicht sein Staunen über mein Nachtwachen und meine Sorgen für seine späteren Jahre.

Posth. 1031.

# Die Nuß.

Eine Erzählung von Pfarrer W. Karl.

## 1. Kapitel.



Es war vor ungefähr hundert Jahren.

An einem schönen warmen sonnigen Herbstmorgen marschierte der Student der Theologie Johann Boland, ein rheinpfälzer Kind, rüstigen und flinken Schrittes auf der hohen Landstraße dahin, die von Heidelberg nach Mannheim führt. Damals war die Straße noch auf beiden Seiten mit großen alten Nußbäumen dicht bepflanzt, so daß man selbst im brennendsten Hochsommer durch diese herrliche Allee wie in einem schattenkühlen Schloßpark wandern konnte.

Johann Boland war der Sohn eines braven und geschickten Orgelmachers, der aber in den bösen Napoleonischen Zeiten auf keinen grünen Zweig kam. Denn damals wurden mehr Orgeln zertrümmert als gebaut, und die Kanonengießerei hatten bessere Zeiten als die sanften Orgelmacher. Trotzdem aber konnte der bescheidene junge Johann durch großen Fleiß, durch die Hilfe werter Gönner, durch fromme Stipendien und magere Privatstunden das lange und teure Studium vollenden. Jetzt hatte er bei den verschiedenen Professoribus ein Tentamen (Prüfung) absolviert und äußerst rühmenswürdige schriftliche Testimonia (Zeugnisse) eingeheimst. Diese gedachte er nun zum heimatlichen Konsistorium zu bringen und durch ein Colloquium (Gespräch), das aber nunmehr für ihn nur noch Formsache war, das Recht auf Ordination und Anstellung zu erwerben. Soweit also war alles gut und in Ordnung. Der junge Mann hatte daher völlig Recht, wenn er zwischen Heidelberg und Wieblingen ein Lob- und Danklied nach dem andern in den schönen Morgen hinausschmetterte. Die auf den Aeckern arbeitenden Leute hoben

die Köpfe und sahen dem stattlichen Menschen freundlich nach. Es war aber auch ein hübscher Bursche, blond, weißhäutig, rotbackig, blauäugig. Das schöne blonde Haar ließ er nach damaliger „altdeutscher“ Studentenmode lang über die Schultern herabwallen. Ein Mädchen hätte ihn darum beneiden können.

Zwischen Wieblingen und Ödingen wurde der Student etwas stiller. Denn je weiter er von der fröhlichen Studentenstadt weglam, desto näher rückte ihm die Sorge um die Zukunft. Was nun? Die Vikarstellen waren selten, dazu schlecht bezahlt und weit üppiger mit Beschwerden als mit Einkünften versehen. So blieb ihm also wahrscheinlich nichts anderes übrig, als viele Jahre lang das saure Brot eines Hauslehrers auf adeligen Schlössern oder bei reichen „Fabriquanten“ zu essen und sich für die große Schulmeisterplage noch behandeln zu lassen, als ob er das liebe Gnadenbrot bekäme.

Doch der junge Mann war zu jung, zu fromm und fröhlich, die herbstliche Morgenwanderung zu schön, als daß er sich den Sorgen allzu tief in die Krallen gab. Er nahm seine Zuflucht zum Gebet. Vertrauensvoll bat er den gütigen Lenker seiner Geschicke, er selbst möge ihm den Weg des Lebens zeigen und ebnen. Und zum Beweis, daß der liebe Gott ihn erhört habe, solle er ihm alsbald ein sichtbares Gnadenzeichen senden.

Das war ja wohl etwas vormüzig gebetet. So darf man dem lieben Gott die Pistole nicht auf die Brust setzen. Und das sollte Herr Johann Boland auch gleich merken. Denn plötzlich raschelte es hoch oben in einem Nußbaum. Und als der Wandersmann das Gesicht in die Höhe wandte, — da fiel ihm, wie von unsichtbarer Hand gezielt, eine schwere grüne Nuß genau auf die anmaßende Beternase. Der Anprall war so heftig, daß die morsche grüne Hülse zerplatzte und die braunleuchtende Nuß rasselnd auf der Straße dahinkollerte.

„Wart, dir will ich!“ sagte der Betroffene, über diese himmlische Ohrfeige halb erschrocken, halb belustigt. Er eilte der flink dahinrollenden Nuß nach, indem er sich die Nase rieb, hob sie auf und steckte sie in die Tasche. Aber indem er dann weiter wanderte, sah er einen Mann vom Acker her die hohe Straßenböschung hastig heraufklettern. Es war ein älterer, grobschlächting aussehender Bauer.

„Halt! Er hat da Nüsse aufgefressen! Das ist streng verboten. Ich bin der Schütz! Er hat jetzt mit mir zu gehen zum Bogt von Seckenheim!“

„Was? Ich? Wegen einer Nuß? — Freund! Wenn ich das gewollt hätte, Nüsse auflesen, ich könnte schon tausend im Mäuzlein haben. Aber diese da ist die erste.“

„Und hoffentlich auch die letzte! Komm Er nur mit! Strenger Befehl! Jawohl! Da gibt's kein Sperren! Kostet einen Gulden, oder es gibt Arrest im Pökenkammerle!“<sup>1)</sup>

Das sagte der Mann mit so rauher, harter Stimme und mit so zornigem Gesicht, daß Johann merkte, es sei ihm mit seiner Drohung ernst.

„Aber ich kann mich doch nicht wie ein Verbrecher durchs Dorf führen lassen? Ich bin ja ein Student!“

„So? Auch noch Student? Immer schöner! Nun, dann nix wie alleh! Jetzt erst recht! Die Studenten, das sind mir die Aller saubersten.“

Die Studenten, die auf den Dörfern freilich mancherlei Unfug trieben, mußten dem grimmi- gen Alten wohl auch schon etliche Unbill an- getan haben. Wenn sie in Rudeln kamen, konnte man ihnen freilich schwer wehren. Aber mit einem einzelnen wollte man schon fertig werden. Der sollte dann auch zugleich für die Sünden der andern büßen.

Dem Wanderer wurde der Vorgang peinlich. Mit dem alten Schützen händeln schien dem an- gehenden Gottesmann ebenso unwürdig, wie ihm davonzulaufen oder sich gar arretieren zu lassen.

„Was habt Ihr denn wieder, Jörg-Philipp?“ fragte eine freundliche Stimme aus einem freund- lichen Gesicht. Zwischen den beiden stand plötz- lich ein junger Mann, im Alter Johanns, gleichfalls blond und blauäugig, aber etwas kleiner. Er trug eine Hacke auf der Schulter, kam also offenbar vom Felde.

„Provisor!“ sagte der Schütz mit starker Be- tonung. „Was nicht Seines Amtes ist, davon laß Er Seinen Fürwih! Was Ihn nicht juckt, das kratz' Er nicht!“

Der Provisor lachte über sein ganzes fröh- liches Gesicht.

„Jörg-Philipp! Ich will Euch einen Vorschlag machen. Wenn Ihr jetzt mit dem Rußausleser da zum Vogt wandert, so ist kein Schütz mehr auf der Straße. Dann kann jeder einstecken, so- viel er will. Drum bleibt nur ruhig auf Eurem Posten und hütet Eure Müsse! Der Herr aber gibt mir sein Ehrenwort, daß er ohne Weiße- rung mit mir nach Seckenheim zum Vogt Kerner geht und dort seine Bestrafung empfängt. — Nicht wahr, mein Herr?“

Dankbar für diesen Ausweg sagte Johann das Verlangte sofort zu. Jörg-Philipp, dem der Vorschlag zu überraschend kam, als daß er

<sup>1)</sup> Noch in meiner Jugend nannte man in Secken- heim den Ortsarrest das Pökenkammerle. Der Name kommt daher, daß man die Bären der damals zahl- reichen Bärenführer über Nacht dort einsperrete. Der altdeutsche Name für Bär aber hieß Bez oder Bezel. Die Familiennamen Bez, Peh, Bezel, Bikel, Pehel und dergleichen sind alleamt nur Abkürzungen des Vornamens Berthold, der wieder von Bär kommt.

ihn gleich ganz überdenken konnte, machte ein dummes Gesicht, jagte aber nichts, als die beiden jungen Leute rasch von dannen gingen.

Als bald stellte sich der Ketter seinem Ar- restanten vor als der Schulprovisor (d. h. Unter- lehrer) Valentin Fuhr in Seckenheim, einem großen und reichen Pfarrdorf, das hart am Neckar und an der Straße nach Mannheim liegt. Er stand als Aushelfer oder Provisor bei dem alten kränklichen Schullehrer Johann Adam See, machte sich aber im Sommer, wo selten Schule gehalten wurde, auch in der Landwirtschaft seines Prinzipals nützlich. Drum kam er mit seiner Hacke gerade von einem Kartoffelacker.

In der Pfalz ist man bald miteinander be- kannt. Der immer noch aufgeregte Student er- zählte kurz, daß er als fertiger Kandidat der Theologie eine Stelle suche, sei es als Informa- tor oder noch lieber als Vikarius. Dann aber schüttete auch der lebhafteste Provisor ungesäumt die große Not seines jungen Daseins aus. Diese große Not war jedoch nicht etwa Armut oder unglückliche Liebe oder ein heimliches Brust- leiden, sondern — die Orgel in der Kirche. Nämlich diese Orgel war keine Orgel, sondern ein Jammerkasten. Schon seit Menschengedenken



Zwischen den beiden stand plötzlich ein junger Mann.

stritten sich die Evangelischen und die Katholi- schen darum, welche von beiden Parteien in ihrer gemeinschaftlichen Kirche die Orgel kaputt gemacht habe und darum auch wieder reparieren lassen müsse. Jetzt war es endlich soweit, daß das bauwürdige Instrument manchmal mitten im Gesang wie ein störrischer Esel gänzlich still- stand und weder mit Gewalt noch Güte zu be-

wegen war, weiter zu funktionieren. Dann mußte aber der Organist mit der Stimme den Gesang leiten. Der Vorgänger des Provisors, ein vierschrötiger Bayer, ein Mensch wie ein Ochs, als der zum erstenmal die Orgel versagen sah, so glaubte er, der Blasbalgtreter tue seinen Dienst nicht mehr; drum schrie er nach hinten, so laut, daß es die ganze Gemeinde hörte: „Ker! Willst glei treten? Oder soll i fein femma und dir a Wind moch'n?“ Der Treter nahm das auf seine Ehre und wollte dem Bayer ungesäumt zu Leib. Doch beschwichtigten die Zuhörer den erzürnten Provisor: Das sei oft so. Er müsse jetzt halt singen. Das war dem Bayer erst noch von Herzen recht. Denn er besaß eine Stimme, in der die Brüllkraft von sieben Löwen vereinigt zu sein schien. Solches fand die Gemeinde sehr schön und erbaulich. — Freilich, schon sehr bald stellte es sich heraus, daß der Bayer Brandl in seiner Kehle auch den Durst von sieben Haißischen vereinigte. Und das war weder schön noch erbaulich. Drum mußte man dem Asaph leider bald wieder den Abschied geben. Er aber ging hin und wurde ein Brautnecht. Nun hatte der neue Provisor Fuhr zwar eine schöne Tenorstimme. Aber eine ganze Orgel mit allen Registern zu vertreten, das brachte sie doch nicht fertig. Aus diesem Grund wurden ihm nun manche Leute fast gram und wünschten wieder einen Sänger wie den Brandl herbei, allerdings ohne dessen Durst. — „Ach,“ seufzte der unglückliche Provisor, „was soll ich machen? Wie wird das noch gehen?“

Der Student hatte ihn ruhig sein Herz ergießen lassen. Dann aber sagte er: „Provisor! Wenn ich an Curer Stelle wäre, so würde ich die Orgel einfach selber reparieren. Allerdings, das muß man verstehen; ich habe es von Jugend auf gelernt.“

„Was? Das habt Ihr gelernt? Das versteht Ihr?“ Der Provisor schwieg von nun an. Aber heftig arbeiteten die Gedanken in seinem Innern. Als die beiden an der Kirche vorbeikamen, bestürmte der Provisor den Studenten, mit ihm zu gehen und die Orgel zu inspizieren. Der alte Vogt kerner werde ihm nicht davonlaufen, auch ohne Ehrenwort; denn heute schlachte der Vogt ein Schwein. Der Orgelmachersohn ließ sich ohne Mühe bewegen und untersuchte die Orgel. Da sah es übel aus! Kein einziges Register war mehr vollständig zu spielen. Auf der längsten, gewaltigen Holzpfeife ganz hinten am Fenster hatte sich lustig ein brummendes Hornisfenvolk angefedelt. Die fleißigen und wehchastnen Tiere flogen durch die zerbrochenen Scheiben aus und ein, ohne sich um die Zwietracht der Konfessionen da drinnen zu kümmern. Aber das alles konnte man mit Zeit und Rat wieder in schönste Ordnung bringen, meinte der Student. — Ja, ja! Schon recht! Wenn man das nur verstünde!

Endlich fiel dem Provisor wieder ein, daß er seinen werten Kirchengast ja vor den Vogt bringen müsse. Nun aber kam das Kopfschneiden an den Bruder Studio. Er einen Gulden bezahlen? Das vermochte er so wenig als ein Kahlkopf sich Haare auszuraufen kann, sintemalen der gute Johann nur zwölf Kreuzer besaß. Wenn der Vogt ihm die abnahm, so konnte er nicht einmal mehr über den Rhein fahren.

Diese Unglücksnuß! Er hatte den Himmel so schön, so gerührt, so im voraus dankbar um ein Gnadenzeichen gebeten. Aber o weh! heute schien die Vorsehung nicht gut gelaunt.

2. Kapitel.

Der große alte Bauernhof des Vogts lag auf dem Platz, auf welchem jetzt die evangelische Kirche steht. Als der Provisor und der Student die weite dunkle Stube betraten, war niemand drin. Doch hörte man aus einem Raum hinter der Küche laute Stimmen und den frohen, hoffnungsvollen Ton, den zwei Wursthackbeile in trommelndem Takt auf einem Kloß hervorzuzaubern pflegen; eine Musik, die bei aller Schlichtheit dem erfahrenen Kenner doch erfreulicher ist als eine getragene Symphonie, besonders wenn der Kenner recht Hunger hat; wie z. B. der Student.

Da öffnete sich eine Nebentür, und herein guckten verwundert zwei lustige, große braune Augen und ein reizendes Stumpfnäschen, das jedermann anzukündigen schien, mit der Inhaberin dieses Stumpfnäschens sei äußerst leicht zu verkehren, wenn man ihr nur den Willen tue. Diese kleine, resolute Person war das Evchen, die etwa zwanzigjährige Enkelin und Haushälterin des alten Vogts.

„Provisor! Was wollt Ihr?“  
 „Evchen! Der Herr ist ein Student und will mit dem Herrn Vogt sprechen.“

Will! — Als ob der Student das gewollt hätte!

„Muß das sein? Der Großvater ist nämlich sonstwo beschäftigt. Gilt die Sache?“

„Ja! Der Herr da will nämlich eingesperrt werden.“

Will! — Das war ebenfalls unrichtig, und das lustige Stumpfnäschen glaubte es auch nicht. Sie hätte die Geschichte für einen unzeitigen Studentenuß gehalten, mit dem man übrigens beim alten Vogt schlecht ankam, — hätte der Student nicht ein viel zu gutmütiges und ehrliches und auch — ängstliches Gesicht gehabt. Und hübsch war er obendrein auch noch.

Unschlüssig, was sie zu der Geschichte denken solle, machte Evchen dem Großvater Meldung. Und bald erschien denn auch der alte Vogt, einer jener längst ausgestorbenen Dorfkommandanten, mit denen nicht gut Kirchen essen war, noch weniger aber Streit bekommen.

machte n  
 s die beh  
 en.  
 seinem  
 d. h. Unt  
 tim, eine  
 s harte u  
 theim die  
 or bei de  
 Alham de  
 ten Sch  
 dritztig  
 m er m  
 selader  
 tander:  
 tudent  
 ididat:  
 Injorm  
 dann die  
 ngeheim  
 is. Die  
 mut ob  
 s Brui  
 Kirch  
 sonder  
 ebende



Der alte Vogt, ein stattlicher Mann, zog ein bedenklich zorniges Gesicht, denn er war gerade an dem wichtigen Geschäft des Speckschneidens für die Griebenwürste und hatte jetzt nicht Lust, sich von einem Studenten verulken zu lassen.

„Was ist? Was wollt Ihr?“ fragte er barsch. Der Student machte einen erschrockenen Diener und erzählte bescheiden, in sichtbarer Verlegenheit, nämlich um seine zwölf Kreuzer, das üble Mißgeschick mit der bösen Nuß.

Das Gesicht des Alten blieb streng und ernst,



Der Vogt zog ein Papier heraus und las laut vor.

aber doch zuckte zuweilen ihm leise etwas um die Augen.

„Ja, lieber Herr, da ist nichts zu machen. Seht! Hier steht's!“

Der Vogt ging an ein Wandchränklein; er zog ein Papier heraus, setzte die Brille auf und las laut vor:

„Oberamtsbefehl! Maaßen es uns angezeigt worden, daß Handwerksburschen und andere müßige Landstreicher, als da sind Zigeuner, Kesselflicker, Schirmmacher, Musikanten, Komödianten und Schworranten, den Nußbäumen an den Straßen heuer noch ärger und frecher zusetzen als sonst, so befehlen und verordnen wir wie folgt: Alle Manns- und Weibspersonen, so dabei erwischt werden, daß sie Nüsse herunterschlagen, werfen, bengeln, steinen, oder auch nur heruntergefallene auflesen, werden hinfüro ohnmächtiglich vor den Vogt der Gemarkung geführt und nebst scharfer Vermahnung mit einem Gulden Strafe gebüßt,

oder, so sie den Gulden nicht zu erlegen vermögen, mit Haft bestraft, deren Länge die Vögte jeweils nach der Lage des Falles zu bestimmen haben. Außerdem ist den Schuldigen das gestohlene Gut zugunsten der Armen abzunehmen. Wir verstehen uns dessen, daß die Vögte keinen einzigen betretenen Fall unbestraft lassen. Dieser Befehl ist sofort in allen Gemeinden des Amtes mit der Schelle bekannt zu machen!“

„Ihr habt's gehört, Herr! Dem Befehl des Oberamts muß ich gehorchen, und tun, was meines Amtes ist.“

Allerdings verriet der Vogt nicht, daß er das Schreiben, nachdem er es erstmals gelesen hatte, zornig auf den Tisch warf und ausrief: „Die verfluchten Schreiber! Haben die denn gar nichts Vernünftiges zu tun, daß sie auf solchen Unsinn kommen? Da wird die Welt untergeh'n, wenn die armen Handwerksburschen aus Hunger ein paar Nüsse auflesen!“ — Jetzt aber zog der Alte trotzdem ein finsternes Amtsgesicht. Denn er hatte wirklich einen Zorn, aber nicht gegen den verängsteten blonden Studenten, sondern gegen das Oberamt.

„Also, Herr, wollt Ihr den Gulden bezahlen?“

„Nein, Herr Vogt!“

„Warum nicht?“

„Weil ich ihn nicht habe!“

„Ah so! Das ist eine eigene Sache. Dann muß ich Euch eben einsperren.“

Ein leiser Schreckenslaut fuhr hinter der offenen Thür in der Kammer empor.

„Es ist so! Ich muß Euch einsperren. Wie ist Euer Name und Stand?“

Johann gab sehr betrübt Auskunft.

„Und wo ist die Nuß? Das corpus delicti?“

Der Student griff in die Tasche und zog die Unglücksnuß hervor. Sie war merkwürdig leicht. Der Vogt nahm sie in die Hand und drückte die beiden Hälften auseinander. Die Nuß war leer, taub. Jetzt lachten alle auf. Auch Euchen drin in der Kammer.

Doch schnell stellte der Alte seine in Unordnung geratene Amtsmiene wieder her.

„Maaßen die Wohlthat, die den Armen aus dem eingezogenen Frevelgut in diesem Falle erwachsen würde, sehr gering wäre, so dürft Ihr die Nuß für Euch behalten. Aber jedennoch, von der Strafe kann ich Euch nicht absolvieren.“

„Verzeiht, Herr Vogt,“ fuhr Johann eifrig dazwischen, indem er sich den Angstschweiß wischte,

„in dem Befehl ist aber doch nur von Nüssen die Rede. Jedoch dieses hier ist keine Nuß, sondern nur eine Schale. Leere Schalen aufzuheben ist aber nicht verboten.“

Der Alte schüttelte ernst den grauen Kopf, wobei ein ganz kleines altmodisches Zöpfchen wie ein Uhrenpendikel das Schütteln begleitete.

„Mit Erlaubnis, Herr! Ich hoffe, Ihr vermöget das Wort Gottes besser auszulegen als diesen Oberamtsbefehl. Deum hier seid Ihr im Irrtum. Saget selbst: Angenommen, ein Haus wäre gänzlich leer, nicht einmal ein Nagel in der Wand! Ist das Haus dann nur Wand? Ist's nicht immer noch ein Haus?“

Ueberrascht und kleinlaut antwortete Boland: „Allerdings. Ein Haus bleibt's dennoch.“

„Also ist und bleibt auch eine leere Nuß immerhin eine Nuß.“

In den ersten Zügen des alten Bauern sprühte und zuckte einen Augenblick der Schalk. Der Student aber merkte, daß er es hier mit einem klugen und scharfen Geist zu tun hatte, dem nicht leicht zu entriumen war. Auch kam's ihm vor, als hätte das Stumpfnäschen bei aller Lustigkeit ganz ähnliche Züge wie der Großvater.

Da kam ihm eine neue Erleuchtung.

„Herr Vogt! In dem Oberamtsbefehl steht, daß das Auflesen von Nüssen — Nüssen! — verboten ist. Nüsse, das ist ein Pluralis. Ich aber habe nur eine einzige Nuß aufgelesen, also einen Singularis. Folglich falle ich nicht unter das Verbot.“

Aber wenn der Studierende geglaubt hatte, er würde dem Alten mit lateinischen Brocken beikommen, so irrte er sich abermals. Der Vogt mochte in seiner Jugend vielleicht auch einmal in eine lateinische Grammatik geguckt haben. Denn er lächelte.

„Herr! Eure gelehrten Argumente scheinen mir so hohl zu sein wie Eure Nuß. — Hör! In dem Befehl steht: »Alle Personen, welche Nüsse usw.« — Angenommen nun, es hätten zehn Personen zusammen zehn Nüsse aufgelesen. Dann käme auf jede Person auch nur eine Nuß. Und doch wäre der Pluralis erreicht, also auch das Gesetz in seinem klaren Wortlaut übertreten. Somit fällt auch Euer Vergehen unter das Verbot, und Ihr seid schuldig. Gebt Ihr das zu?“

„Ja, aber . . .“

„Ja, aber . . . ich muß Euch halt einsperren.“

„D!“ jagte drinnen eine leise Stimme, in der sich viel herzliches Bedauern ausdrückte.

Der Student sah den Vogt an; der machte wieder ein Gesicht wie von Stein und sagte: „Sintemalen nun der Oberamtsbefehl leider vergessen hat, auch den Ort des Arrestes anzugeben, und da mir die Zeitdauer der Gefangen-

schaft zu bestimmen ausdrücklich überlassen bleibt, so ordne ich kraft meines Amtes an, daß Ihr den Arrest alsobald hier in meinem Hause antretet und zubringt. Die Zeitdauer stelle ich Euch anheim.“

Der Student machte ein Schafsgesicht. Der Vogt blieb ernst.

„Außerdem, da vom Oberamt neuestens befohlen wurde, die Ortsarrestanten möglichst mit einer nützlichen Arbeit zu beschäftigen und nicht müßig sitzen zu lassen, sintemalen Müßiggang aller Laster Anfang ist, so ordne ich kraft meines Amtes fernerhin an, daß Ihr während Eures Strafarestes mir helft, Bratwürste zu vertilgen. — Angeklagter, ich frage Euch: Nehmt Ihr die Strafe an?“

Jetzt begriff der Student. Ein Freundschein verbreitete sich über sein ehrliches, braves Gesicht, wie wenn die Morgenröthe die dunklen Berge erleuchtet.

„Ob Ihr die Strafe annehmt?“ wiederholte der Vogt.

„Mit Vergnügen, Herr Vogt.“

„Gut! So habt Ihr Euch also als gehorsamer Arrestant zu betrachten und zu benehmen, vor allem aber fleißig zu arbeiten. Setzt Euch dazu einstweilen her an den Tisch, und Ihr, Provisor, auch.“

Drinnen in der Kammer gab's ein freundiges Händeklatschen.

Aber der Provisor wehrte ab.

„Herr Vogt! Nehmt es mir nicht übel, aber ich komme lieber nachher. Denn jetzt muß ich zum Herrn Pfarrer.“

„Was wollt Ihr beim Herrn Pfarrer? Die alte Bärbel setzt Euch keine Würste vor.“

Doch der Provisor entgegnete voll heiligen Eifers: „Herr Vogt, es handelt sich um meine Orgel!“

Der Vogt lachte laut auf.

„Provisor! Ihr seid nicht recht bei Trost! Was wollt Ihr denn jetzt mit der Orgel? Laßt mich doch endlich mit dem Ding in Ruhe! Wenn Ihr mich mühtet sterben sehen, so wäre Eure letzte Frage an mich: »Herr Vogt, wenn Ihr in den Himmel eintretet, wollt Ihr nicht alsbald ein gut Wort einlegen, daß wir endlich wieder zu einer brauchbaren Orgel kommen?«“

„Herr Vogt! In einer halben Stunde bin ich wieder da.“

Der Provisor stürmte fort, als ob einer Feuerjo geschrien hätte.

### • 3. Kapitel.

Der orgel-eifrige Provisor rannte mit seiner Hacke ins Schulhaus, wusch sich, zog sich um, zur großen Verwunderung des alten Prinzipals, und eilte ins Pfarrhaus.

Der Pfarrer saß oben in seiner Stube, schrieb und rauchte. Als es anklopfte und der Provisor

mit einem eilenden Kompliment hereintrat, schaute ihn der aufstehende Pfarrer über die Brille hinüber verwundert an.

„Herr Pfarrer! Nehmt mir die Störung nicht gar zu übel; aber unsre Orgel . . .“

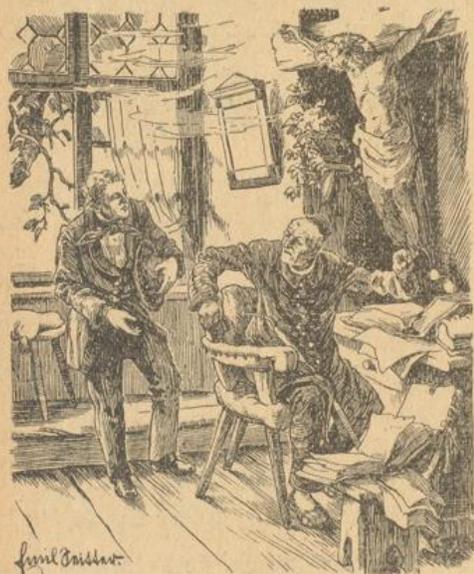
„Provisor! Mit Seiner Orgel bringt Er mich hinwiederum rein unter den Boden! Laß Er den alten Kasten, wie er ist! Er spielt auch auf diesem haufälligen Instrument hinwiederum immer noch besser als manch andrer Organist auf dem schönsten Organon. Die Leute sind ja zufrieden.“

Das war leider nicht ganz richtig. Der Bayer spukte noch im Dorf. Aber das erfuhr der Pfarrer nicht.

„Herr Pfarrer! Ich weiß, Ihr sucht schon lang einen Vikarius und bekommt keinen. Jetzt ist einer drunten beim Vogt. Wie wär's, wenn Ihr den nähütet?“

Jetzt mußte der Pfarrer die Brille auf die vorderste Nasenspitze rücken, so daß sie hinten den Halt verlor und herabstürzte. Zum Glück fing ihr Herr sie noch auf. — Aber solche Annäherung eines jungen Provisors, die war doch zu stark!

„Provisor! Er mischt sich da in Dinge, die Ihn rein nichts angehen. Ich muß Ihn hier-



Carl Bruns.

„Was?“ schrie der Pfarrer, „ein Vikarius, der Orgeln sticht!“

über einen scharfen Tadel geben. Jedemoch: Wo ist hinwiederum dieser Vikarius, und von wannen kommt er?“

Nun erzählte der Provisor, was dem Pfarrer zu wissen not war. Der würdige alte Herr hörte sehr aufmerksam zu und setzte die Brille wieder auf.

„Wir wollen den Mann uns hinwiederum selber ansehen. Also beim Vogt soll er sein?“

„Ja, Herr Pfarrer, und er kann auch Orgeln reparieren.“

Jetzt schlenderte der Pfarrer die Brille mit einem zornigen Ruck von der Nase weg auf die Schriften, die den Schreibtisch hoch bedeckten.

„Was?“ schrie er, „ein Vikarius, der hinwiederum Orgeln sticht, das ist kein Vikarius, sondern ein Schwindler, ein fahrender Landstreicher! Der Vogt soll ihn hinwiederum festsetzen!“

„Herr Pfarrer! Er sitzt ja schon.“

„Den muß ich sehen! Geh Er jetzt! Geh Er! Aber laß Er mir meine Leibesruhe mit Seiner Orgel! — Bärbel! Wo ist hinwiederum mein Flausrock? — Den muß ich sehen, den vagabundierenden Orgelmacher, der die Frechheit hat, sich für einen Vikarium auszugeben. Dem will ich aber die Maske abreißen!“

\* \* \*

Der alte Vogt saß mit seinem jungen Gast in der großen Stube bei herrlicher Seckenheimer Wurst. — O! O! In der weiten, weiten Welt gibt es keine bessere Wurst als die Seckenheimer, so man welche hat. Evchen trug Speisen, Wein, Teller ab und zu; aber sie blieb jedesmal etwas lang im Zimmer und betrachtete den hübschen blonden Studenten bald von vorn, bald von hinten mit halb frohen, halb verlegenen Blicken. Ach, wenn er doch nur auch einmal mit ihr sprechen wollte! — Aber, so gern Johann es getan hätte, er wagte es nicht. Er war über das Stumpfnäschen so befangen, daß er fürchtete, irgendeine große Dummheit zu schwätzen, wenn er sie anreden würde. — Nur eines gefiel dem Evchen am Studenten nicht: die langen blonden altdeutschen Haare! Die würde sie ihm ohne Gnade abscheren, wenn er . . . Da fühlte Evchen, daß sie rot wurde. Sie nahm eine leere Platte und sprang in die Küche. Aber gleich war sie wieder da.

Ob der Student wohl schon das Herz vergeben hätte? Ach, gerade die Braven, die Gutmütigen fallen gewöhnlich in die Hände böser Weiber. Und doch schien der überbrave Student auch wieder eine solche Frau nötig zu haben, welche ihn ein klein wenig an die Deichsel nahm. Denn allzugut ist ein Stück Viederlichkeit . . . Ach, es geht in der Welt oft dumm zu, besonders mit dem Heiraten. Das Stumpfnäschen ließ einen tiefen philosophischen Seufzer los und eilte wieder hinaus.

Da ging langsam die Thür auf und der Herr Pfarrer erschien, lang, steif, würdig, im schwarzen Flausrock. — Freudige Begrüßung. Vorstellung. Aber der Pfarrer hielt die Stirne kraus und schaute mit strenger Miene über die verbogene Brille.

„Also Ihr seid hinwiederum derjenige, welcher vorgibt, ein Vikarius zu sein oder werden zu wollen — und Ihr treibt die Profession des Orgelmachens? Wie reimt sich das?“

„Herr Pfarrer!“ antwortete Johann bescheiden, „ich bin eines Orgelmachers Sohn und habe von Jugend auf so nebenbei wie im Spiel auch das Handwerk meines Vaters gelernt.“

„Das ist etwas anderes. Das ist hinwiederum etwas anderes. — Ja, mein Herr, habt Ihr Eure Tentamina schon erledigt? Habt Ihr auch Testimonia und Gradus? He?“

„Mit Euer Hochwürden Verlaub!“

Der Student öffnete sein Känzlein und zog etliche Schriften heraus. Die zeigte er ehrfurchtsvoll dem Pfarrer. Ob die Ehrfurcht diesem oder den Zeugnissen galt, möge dahingestellt bleiben.

Der alte Herr setzte umständlich die Brille zurecht und las.

„Das ist etwas anderes! Wie wäre es denn, wenn Ihr mein Vikarius würdet? Zwaren, es geht bei mir wohl etwas langweilig zu, seitmalen meine liebe Frau selig schon vor zehn Jahren hinwiederum gestorben ist und ich niemand habe als die alte Bärbel, und die ist hinwiederum so taub, daß ich abends vom Schreien selber taub und ganz müde und heiser bin. Darum will mir auch kein Vikarius lange im Haus bleiben. — Also, wollet Ihr es wagen?“

„Von Herzen gern, Herr Pfarrer,“ sagte der Student, indem er sich erröthend umschaute, ob nicht jemand in der Stube wäre, der ihm die Langeweile vertreiben könnte.

Ob Eruchen den Blick sah und richtiger deutete als der Student den Oberamtsbefehl? Jedenfalls packte sie rasch eine leere Flasche und flog davon. — Die langen Haare! Das geht nicht! Die müßten ihm weg! Wenn ein Mann längere Haare hat als seine Frau, dann will er gar nicht parieren!

Jetzt kam nun auch der Provisor Valentin Fuhr wieder dahergeannt, und zwar ebenfalls im schwarzen, wehenden Fausrock. Der Vogt machte verwunderte Augen.

„Nun, Provisor, will Er Hochzeit machen? Davon habe ich gar nichts gewußt.“

„Nein, Herr Vogt. Dazu hätte ich jetzt keine Zeit. Ich muß nach Mannheim. Ich muß einen ganzen Korb voll Sachen kaufen. Denn jetzt geht's an die alte Orgel.“

Der Vogt lachte aus vollem Hals.

„Provisor! Wenn Euch einmal das Heiraten ankommt, so wird's am besten sein, Ihr heiratet Eure Orgel!“

4. Kapitel.

Kaum war der neue Vikar im Pfarrhaus zu Seckenheim mit seiner ungeheuren Kiste auf-

gezogen und stand gerade am Auspacken, wobei die neugierige Bärbel sich emsig beteiligte, so kam auch schon der Provisor in die große Vikarsstube heraufgestiegen und fragte in bebendem Eifer, ob man wohl schon anderen Morgens mit der Reparatur der Orgel beginnen könne? Den beiden geistlichen Herren habe er ihre Ein-



Die jungen Leute schafften, hämmerten, sägten, leimten, nagelten.

willigung dazu in hartem Kampf entrißen. Der Vikarius sagte lachend zu.

Es war kein leichtes Werk. Zuerst mußten beide Arbeiter unter Lebensgefahr mit Schwefeldämpfen die gewaltige Hornissenburg ausräuchern. Beim ersten Versuch wären sie beinahe noch eher erstickt als die geharnischten, lanzenbewehrten feindlichen Ritter. Dann, beim zweiten Versuch, der wirklich gelang, fehlte nicht viel, so hätten sie mit ihrem brennenden Schwefel gleich auch die ganze Orgel in Brand gesteckt. Aus den ungeheuren Holzposannen mußten sie allerlei seltsame Dinge hervorholen: Spinnweben aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, einen falschen Bart, Spazennester, Mumien von toten Känzlein und anderen Singvögeln, längst entschlafene Fledermäuse, alte vermoderte Strümpfe und dergleichen.

Die jungen Leute schafften, hämmerten, sägten, leimten, nagelten, daß droben im Speicher der Gule der Spektakel endlich verleidete und sie auszog. Denn die würdige Alte pflegte am Tag zu schlafen, und das war jetzt nicht mehr möglich. Die zwei Orgelmacher sahen aus wie

staubige Müll-erknechte. Aber sie waren frohlich und guter Dinge und wurden jeden Tag inniger befreundet. Sie paßten zueinander wie David und Jonathan.

Der Vikarius hatte es beim alten Herrn durchgesetzt, daß seine Antrittspredigt um einen Sonntag verschoben wurde, damit bei dieser Gelegenheit auch die aus dem Staub erstandene Orgel erstmals wieder ertöne.

Und wie ertönte sie! Daß es nur so rauschte, flöte, geigte, posante und donnerte. Der Pfarrer in der Sakristei mußte vor Staunen die Brille absetzen.

„Er ist ein trefflicher Organist! Wenn unser alter See den Dienst abgibt, so werden wir dem Provisor hinwiederum die Schulstelle verleihen!“

Manche Leute aber schüttelten die Köpfe: Vorher habe die Orgel doch halt viel besser geklungen. Und wer müsse jetzt die siebenundeinhalb Pfund Leim und das Pergamentpapier und die Nägel und die Schrauben bezahlen? Niemand anders als die Gemeinde!

\* \* \*

Ob der Vikar in Seckenheim Langeweile hatte? Ja, vielleicht wenn er sein Stumpfnäschen einen Tag lang nicht sah.

Nun, die Sache ging, wie sie gehen mußte zu gehen bestimmt war. Der Vikarius wurde drüber über dem Rhein endlich Pfarrer, und nun sollte das Evchen Pfarrerin werden. Natürlich war sie damit schon längst einverstanden, fintemalen sie den Bräutigam auch schon längst unter den Pantoffel gebracht hatte. Nur in einem Punkte zeigte er sich widerspenstig. Trotz ihres Zuredens wollte er seine langen Goldhaare nicht auf den Altar des Gehorsams legen.

Wart mir! — Am Tag vor der Hochzeit bat Evchen so ganz lieb und gut, er möge ihr doch erlauben, daß sie ihm einmal einen richtigen Zopf flechte. Das gab er zu, der Tor. Aber als der lange, dicke Zopf fertig war, da zog Evchen blitzschnell die ungeheure, scharfgeschliffene Papierschere des Großvaters aus der Tasche, und — ratsch! da schnitt sie ihm das goldene Seil ab. Als der Herr Bräutigam merkte, was da hinter seinem Rücken geschehen war, wollte er zuerst ernsthafte Verwahrung gegen das Attentat einlegen. Aber Evchen lachte ihn so lieb und lustig an, daß er schließlich mitlachte.

Jetzt mußte Evchen, daß sie im Ehestand Meisterin werden würde. Aber sie gelobte sich, dem lieben Mann stets eine gütige Herrin und Gebieterin zu sein.

Am Morgen vor der Hochzeit legte Johann seiner Braut ein goldenes Kettchen um den Hals. An dem Kettchen hing eine kunstvoll vergoldete Nuß. Das war die Unglücksnuß.

„Evchen!“ sagte er, und Freudentränen liefen ihm über die Backen, „damals, als die Nuß mir

auf die Nase fiel, und ich wegen dieser Nuß als Arrestant vor den Bogt geführt wurde, da war ich über solche ungewollte göttliche Führung gar nicht erbaut. Hintennach aber hat sich die Nuß als Glücksnuß erwiesen. So wird auch in unserem Ehestand der liebe Gott alles wohl machen, wenn wir uns nur geduldig seinem Willen unterwerfen. Dann weiß er auch unsere Dummheiten noch zum Besten zu wenden. — Im übrigen aber, liebes Evchen, ist die Nuß jetzt nicht mehr leer. Denn unsichtbar steckt mein Herz drin. Das trägst du jetzt an deiner Brust!“

Als der Pfarrer bei der Trauung dem niederknienenden Hochzeiter von oben in das Genick schaute, merkte er zum erstenmal, daß dieser geschoren war. Darüber erschrak er heftig; denn er ahnete, wie das zugegangen sein mochte, so daß er nur etwas mißtrauisch die Trauungsfrage heraufstottern konnte: „Johannes Boland! Ich frage Euch: Wollet Ihr hinwiederum mit dieser hier gegenwärtigen Eva Katharina . . .“

Doch! Er wollte es hinwiederum, trotz des Ueberalles auf seine langen Locken.

Aber beim Hochzeitsmahl konnte der alte Herr denn doch nicht die Bemerkung unterlassen: „Evchen! So klein du auch bist, so mag dein großer Mann sich doch vor dir in acht nehmen. Nunmehr er sich das Haar mußte abschneiden lassen, ist seine Kraft dahin, wie einst die Kraft des starken Simsonis, nachdem ihm hinwiederum seine Delila das Haupthaar schor.“

## Die Heimat.

Erzählung aus den Waldbergen.  
Von Anton Schott.



Wenn in den Vorbergen unten oder im Flachlande draußen die Rede ist von den Bergeinöden oben in den Waldbergen, die sich wie ein mächtiger Wall hinter dem gartengleichen Lande auf-türmen und mit ihren ungefügen, plumpen Kuppen schier das Himmelsgewölbe zu stützen und zu tragen scheinen, schupft männiglich die Schultern und schaut ein bißel zweideutig und geringschätzig hinauf zu den walddunklen Höhen, aus denen hier und dorten ein lichtgrüner Fleck zu Tale lugt . . . Eine Gegend, wo die Welt mit Brettern verschlagen ist und wo sich Füchse und Bären gute Nacht wünschen.

Die Bergeinöden oben jedoch schupfen ebenso geringschätzig die eckigen Schultern, wenn ihnen ab und zu einmal so eine Rede zu Ohren kommt. Trotz des schönen und fruchtbaren Bodens in den Tälern unten und im Flachlande draußen, und trotz all' des Ueberflusses, den dieser Boden freigebig bietet, hätte es kein Flachländer noch weiter gebracht wie bis zum Leben und Sterben.

Leben aber taten sie, die Einödler, auch und oftmals geruhiger und zufriedener wie die Flachländer, wenn es auch gemeinlich etwas mühsamer und larger herginge; und wenn es zum Sterben geriete, wären doch sie wieder im Vorteile. In den Bergeinöden oben wäre man des Herrgotts Nachbar, und so eine Nachbarschaft wäre wohl zu erleiden im Leben und noch mehr im Sterben. Mit dem Herrgott wäre gut auszukommen als Nachbarn, da er nicht einmal prozeßte mit seinen Urainern, und guten Nachbarn stünde des Nachbars Türe jederzeit offen. . . So die Einödler. Und dawider vermag niemand zu streiten.

Sind echte, kernige Waldknorren, diese Einödler, voll Ecken, Schroffen und seltsamer Eigenheiten, an die die Tünche der sogenannten Kultur noch nicht völlig herangereicht, trotzdem diese immer weiter und weiter waldwärts drängt. Allenthalben in deutschen Landen heißt ein altgemünztes Sprichwort: Bete und arbeite! Für die Bergeinödler oben jedoch lautet es: Arbeite und bete! Denen stellt sich die harte Arbeit schon breitpurig vor die Wiege hin und wendet sich erst wieder von ihnen, wenn die letzten Hammerschläge auf dem Sarge hallen. In den Bergeinöden oben geht die Arbeit jahraus, jahrein vom ersten Tagesgrauen bis zum letzten Abenddämmern über Gefild und Fluren, lugt aus allen Ecken und Winkeln und selbst hinter jeder der steinigen Erdschollen hervor und herrschet Mensch und Vieh wie der ärgste Tyrann. Ohne blutharte Arbeit gibt dorten der magere Boden kein Haferkörnlein und kein Erdäpfelknöllchen, und über lauter Arbeit kommt zeitenweise selbst das Beten ein bißchen kurz weg. Trotzdem aber hängen diese seltsamen Leute an ihrer Bergheimat und an ihrer Scholle wie der Ast am Baume, und ihr ganzes Sein und Sinnen ist so mit ihrer Heimat verwachsen wie die Wurzeln des Baumes mit dem steinigen und felsigen Boden, auf dem er wächst, steht und . . . fällt. Sie lockt nicht die gartengleiche Ebene drunten, die in der freigebigsten Weise für wenig Arbeit viel Ertrag spendet, und nicht der Ueberfluß, in dem die Flachländer beinahe schwelgen. Sie sind mit dem Wenigen zufrieden, das ihnen die Heimat gegen harte Arbeit gewähret, und sie vermögen sich auch gar nicht vorzustellen, wie sie anderwärts leben könnten oder leben sollten.

Daheim herum. . .! Das sagt eines wie das andere, und das sagen und fordern auch die paar Schwarzwinkler, denen es um Haus und Herdstatt gehen will. . . Daheim herum, nur daheim herum; nicht anders.

Im Schwarzzeck oben will man nämlich ein Neumode-Teufelszeug ins Werk setzen.

Aus den Hängen des Zeiselekes und der Schwarzkuppe hernieder rauschen und plätschern

zwei kristallhelle Wässerlein über Gefels und Gerölle, wie wenn zwei freudfrohe Büblein spielend zu Tale hasteten. In der schüsselförmigen Mulde unten, wo sie zu einem Bache zusammenfließen, breitet sich eine magere Wiesenfläche, und darüber hinaus streben einige noch magerere und steinigere Feldchen bergwärts und die Hängen hinan. Im Wiesenrunde aber haben sich vor Urbäter Zeiten ein etliche Häuschen eingemistet, kleine, wetterbraune Holzbauten mit ein etlichen Bäumen darum her, und einem buntwechselnden Gemische von Menschenglück und Menschenleid in den niedrigen Stuben. Geschlecht um Geschlecht ist darin aufgewachsen und daraus wieder verschwunden, so wie die Wellen des Baches dahingleiten und aus der Talmulde verschwinden. Lachen und Weinen hat in buntem Wechsel über die sonnigen Fluren gehallt und mitunter auch das laute Beten, wenn sie einen der Schwarzwinkler zu Tale getragen und in die letzte Ruhe statt gebettet. Sommer und Winter sind in stetem Wechsel über den Talwinkel gezogen, Sonnenglast, Schneestürme und Regenschauer, und blühweiße Wintergefilde haben mit blumenstrogenden Fluren gewechselt, und der tollste Traum war nicht imstande, jemandem etwas anderes vorzugaukeln und vorzutauschen.

Nun aber sollt' es überlings einmal anders werden, ganz anders wie all die undenklichen Zeiten her.

So harmlos und kinderfroh die beiden Wässerlein sonst die Hängen herunterplätschern und heruntertollen, so ungebärdig können sie werden, wenn zur Frühjahrszeit oftmals der Schnee ein wenig rascher schmilzt, als es sonst der Fall ist, oder wenn zur Sommerzeit einmal ein böses Wetter seine Regenwasser nur so in Strömen ausschüttet über den Waldbergen. Dann wachsen sie wie Riesenfinder und gehaben sich auch so dummtoll wie solche. Stauden und Bäumlein rupfen sie aus wie Grasbüschel, und tischgroße Steinbrocken krollern sie dahin und vor sich her wie andere Kinder Spielkugeln. Durch die Schwarzzecker Talmulde hindurch stießen sie selten einen unüberlegten Schaden, aber schon auf ihrem Wege durch die Vergalte hinunter ins Tal in den Vorbergen machen sie oft haus hohe Sprünge, reißen mit, was ihnen in den Weg kommt und setzen dann in der Regel das Tal und das davor und am Rande des Flachlandes liegende Städtchen unter Wasser. Da gibt es da unten dann immer ein heilloses Geschimpfe und Gezeter, und selbst die hohe Obrigkeit wird wider sie angerufen, derweil sie schon wieder ganz handsam und artig werden.

Daher hat sich diese hohe Obrigkeit schon des öfteren den Kopf mühe gesonnen, wie sie den beiden Wildlingen diese Unarten abgewöhnen könnte, hat aber nie ein richtig Mittel ergrübeln können, bis einem jungen Techniker ein solches

eingefallen. . . . Eine Talsperre oben im Schwarzeck!

Ja, also: eine Talsperre! Und an dieses Feuerlein haben dann gleich ein paar unternehmender und gewinnhungriger Städtler ihr Suppentöpflein gerückt. Wenn schon eine Talsperre gebaut werden solle, so wollten sie auch mittun und ein großes Elektrizitätswerk errichten, das Städtlein und Umgebung mit Licht und Kraft versorgen würde.

In der sicheren Hut des berühmten Amtsschimmels wäre der Plan wahrscheinlich wieder ruhig eingeschlafen, bis die beiden Wässerlein wieder einmal aus dem gewohnten Geleise geraten wären; die paar unternehmungslustigen Städtler jedoch ließen es nimmer dazu kommen und drängten beharlich, bis einmal eine Kommission ins Schwarzeck hinaufstieg.

So und so hätte die hohe Obrigkeit beschlossen, und so und so würde es nun werden. Den Schwarzecker Ansassen würden ihre Gründe zu unbarem Preise abgelöst, und sie möchten sich beizeiten um eine andere Heimstatt umsehen, so sie wieder eine wollten.

Diese rissen Aug' und Mäuler auf . . . Verkaufen und . . . auswandern? Nicht um ein Haferfürstentum.

So würde ihnen ihr Eigen von Obrigkeit wegen enteignet, weil es sich da um eine Sache im Interesse der Allgemeinheit handelte.

Gar nicht denken. Und wenn es schon sein müßte, nur, wenn ihnen die hohe Obrigkeit ein ander Besitztum gäbe, aber . . . daheim herum; nicht anders.

Der Rotwolf sagte überhaupt gleich: „Ich nicht; um des Landesherren Vandel auch nicht.“

Da standen die Herren von der Obrigkeit und die paar unternehmungslustigen Städtler wieder vor der Mauer. . . . War eine Frage, ob die Leute zu zwingen wären.

Da schickte es sich, daß der Bauer im Zeiseleckerhofs starb. Kinder waren nicht da, und der Wittib schwahte man solange alles mögliche vor, bis sie in einen Verkauf zu gutem Preise willigte. Also ging man den Handel an. Den Schwarzeckern wurde so viel Grund versprochen, als sie sonst besäßen, und überdies wollte man ihnen auch noch Häuser bauen auf dem Zeiselecker Grunde. Sie kämen bei dem Handel besser weg, als wenn sie in der Lotterie gewännen. Das zog bei den meisten. Das war daheim herum, und man kam zu mehr Grund als man bisher hatte. Ueberdies auch noch zu neuen Häusern.

Der Rotwolf aber sagte ein wie das andere Mal: „Ich nicht. Ich sitz' auf meinem Grund und Boden und will schon sehen, wer mich heben kann.“

Darauf waren ein etliche Vermesser gekommen und hatten alles der Kreuz und Quere nach gemessen und voll Pflöcke und Latten gesteckt.

Auch im Zeiselecker drüben. Das hat soweit keinen geirrt, und männiglich hat geschafft und gewerket wie nach und vor.

Das winterliche Schneegestürme hat Pflöcke und Latten verweht, und kaum jemand dachte mehr an das Vorhaben der Obrigkeit. Der Gründel wäunte

sogar, die ganze Sache wäre nur eingerührt worden, damit die Herren von der Obrigkeit etwas zu tun und Gelegenheit zu ein etlichen, gut bezahlten Spaziergängen gehabt hätten.

Der Rotwolf aber knurrte nur: „Meinethalben so oder so; mich hebt keiner weg. Wir haben ein Gesetz, und im Gesetze steht es vom Eigentume.“

Als es unten im Flachlande und in den Tälern der Vorberge zu grünen anfing, richtete auch in den Waldbergen oben der Schnee zum Schwinden. Tag um Tag wurde er weniger, und man merkte gar nicht, wo er eigentlich hinkam. Die beiden Wässerlein wurden kaum viel größer denn



Darauf waren ein etliche Vermesser gekommen und hatten alles der Kreuz und Quere nach gemessen und voll Pflöcke und Latten gesteckt.

sonst, geschweige denn, daß sie wieder einmal eine Dummheit angefangen hätten. Nichtsdestoweniger aber kamen eines Tages ein etliche Herren mit einer Menge Arbeitern und huben an, zwischen der sich in die Vorberge absenkenden Bergfalte und dem Schwarzwinkel der Quere nach zu sprengen und zu graben. Den Schwarzwinkler Anfassern aber sagte man, jetzt würde es ernst. Heuen könnten sie wohl noch auf ihren Talwiesen, doch unterhalb einer mit Pfählen ausgesteckten Zeile möchten sie nichts mehr anbauen, weil sie dort nimmer ernten würden. Dafür sollte jedweder im Zeiseleck drüben den ihm zugetheilten Grund bestellen, und bis es zur Ernte würde, stünden dort auch die neuen Häuser, blink und blank, wie aus dem Ei geschälet.

Mit Willen also, wenn es schon sein mußte. Zwischen dem Schwarzwinkel und dem Zeiseleck ist nicht viel um, und man kommt nicht von den gewohnten und liebgewonnenen Berghöhen. Ein neues Haus ist schließlich auch wieder etwas wert.

Der Rotwolf aber kehrte sich an das alles nicht. Er spannte die Röhre vor den Wagen und fährte den Dünger auf die Felder, ackerte und eggte mit ihnen und brachte die Samen in die Erde.

„Mich hebt keiner weg.“ Das war seine ewige Rede.

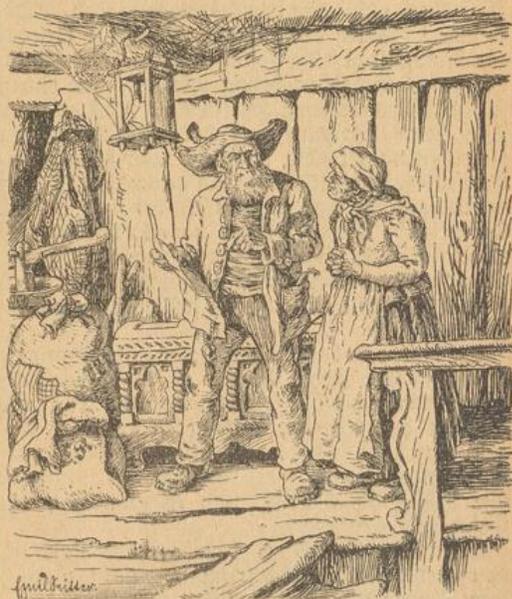
Im Rotwolfenhanse liegt in einer alten Truhe unter anderen Schriften, unter allerhand Büchern und altem, längst aus der Mode gekommenem Flitter und Tand eine alte Schrift, schier an die dreihundert Jahre alt.

„Wir Rhuirad, Erbgraf zu Neudorf und Breitenstein, ihuen hiemit allen und jeglichen kund und zu wissen, daß Wir Unserem gewesten Gutschaffter, dem rothen Wolfen, die Waldwildnis, so „im Schwarzwinkel“ heißt, mit Grund und Boden, mit Wald und Wild und Wasser als freies, erbbares Eigen gegeben haben, wofür er uns jährlich am Tage St. Galli eine Gülte von fünf Pfennigen zu entrichten hat. Auch seine Nachkommenden. In dieser Waldwildnis möge er roden und reuten nach Belieben, bauen oder niederreißen ohn alle Behinderung und zu ewigen Zeiten. Soll auch keiner Unserer Nachkommenden besagten rothen Wolfen oder seine Nachkommenden in ihrem Rechte schmälern oder mit Neuerungen beschweren dürfen. Urkund dessen Unser angehängtes Siegel und darunter gesetzt Handzeichen.“

„Zu ewigen Zeiten,“ steht in der Schrift, und daran hält sich der Alte; an diese Zusicherung klammert er sich mit aller Kraft, wie ein Kind, das Anholde von der Mutter reißen wollen.

Er ist der letzte „Nachkommende“ des „roten Wolfen“, dem der Erbgraf chezeit die Wald-

wildnis im Schwarzwinkel als freies Eigen gegeben, und das Rotwolfenhaus ist das älteste Haus im Winkel. Die anderen Häuser sind alle nur so etwas wie Sprosse davon, und deren Eigner sind . . . andere Leute. Wie es schon geht: in dreihundert Jahren ändert sich viel. Erbteilungen sind vorgekommen, Einheiraten, Käufe und Verkäufe, und . . . von den Nach-



*frühling*

Im Rotwolfenhanse liegt in einer alten Truhe eine alte Schrift, schier an die dreihundert Jahre alt.

kommenden des roten Wolfen sitzt nur mehr er in der Heimstatt, in die sich jener gesetzt. Sitzt und weicht nicht einmal jeder Gewalt.

„Zu ewigen Zeiten,“ steht in der alten Schrift, und im neuen Gesetze steht es vom Eigentume, das unverleßlich sein solle. Da können sie also tun oder lassen was sie wollen: er sitzt in seinem freien, erbbaren Eigen, und niemand kann ihn daraus verdrängen. Wenn sie eine Talsperre bauen wollen oder bauen müssen wider die Wildwasser, sollen sie solche weiter unten bauen, wo sie keinen nutzbaren Grund vertun und niemanden aus seiner ererbten Heimat verdrängen!

Mehr Grund versprächen sie und ein schöneres, nagelneues Haus! Er . . . pfeift ihnen darauf. Er hat noch Grund und Boden genug, um sich und seine Walpurg zu ernähren bis zum Augenzumachen, und mehr braucht er nicht. Für wen denn? Kinder hat ihuen der Herrgott keine gegeben, und für fremde Erben wird wohl der auch weitans langen, den sie jetzt besitzen und bearbeiten. Und ein schöneres Haus? Kann schon sein! So ein Neumodekobel halt, in dem sich einer all seiner Lebtag nicht wohl und daheim fühlen kann. Das alte Rotwolfenhaus aber . . .

Nein, wäre schade, wenn einer auch nur ein unnötig Wort zu seinem Lobe verlöre. Die Stuben wärmer und die Bänke weicher wie überall sonst in der ganzen Welt, die Trambäume und die Türstöcke und Türen mit altem Schnitzwerk, wie dies vorzeiten vielleicht der Brauch gewesen sein mochte, und . . . alles halt so anheimelnd und mollig wie . . . ein schönes Märlein, muß man geradeweg sagen. Die Heimat! Durch dreihundert Jahre die Heimat der Rotwolsen! Da sollt' einer so mir nichts, dir nichts weggehen davon wie . . . von einem schadhaf gewordenen Holzschuhe? Hängt doch selbst seine Walpurg mit Leib und Leben an dieser Heimstatt, die auch ihr zur Heimat geworden, und die ist nicht aufgewachsen in dem Hause und im Schwarzwinkel, die hat er sich vor beinahe vierzig Jahren vom Steinreut herübergeholt als Hausfrau und Lebensgefährtin. „Nicht rühren und nicht weichen,“ sagt auch diese. „Auf dem alten Bettel steht es: zu ewigen Zeiten . . .“

So bauen sie denn ihren Hafer, ihr Sommerkorn und ihre Erdäpfel, wie all die Jahre vorher und kümmern sich nicht um das Tun und Treiben der Arbeiter und deren Herren. Sie geht das alles nichts an, und kein Mensch ist imstande, sie von ihrer Heimat zu drängen. Sie haben die Schrift, und es gibt auch ein Gesetz und ein Recht.

Einer der Bauleiter, dem er, der Rotwolf, einmal die alte Schrift trumpfend auf den Tisch legt, schupft aber die schmalen Schultern dazu. Das wäre wohl ganz schön und gut, aber die Erbgrafen von Neudorf und Breitenstein wären ausgestorben und könnten ihr Versprechen nimmer halten. Andere Zeit, andere Leut und andere Verhältnisse. Wohl gäbe es ein Gesetz, das das Eigentum unverletzlich nennt, aber jedes Gesetz hätte eine wächserne Nase, die man nach Bedarf rechts oder links biegen könne. Auch dieses Gesetz hätte eine solche Nase, und da hieße es, wenn es das Beste der Allgemeinheit erheischte, könnte jedes Eigentum gegen angemessene Schadloshaltung enteignet werden. Diese Bedingung wäre bei der Talsperre vorhanden, und auch die Schadloshaltung würde ausreichend gewährt. Also möge er sich einmal überzeugen lassen und dareinfinden.

Aber der Rotwolf schüttelte nur seinen struppigen, schiefergrauen Kopf zu dieser Rede. „Ich nicht. Geh' es, wie es gehen will. Ein Gesetz muß ein Gesetz sein und ein Recht ein Recht. Um das Heimatel geht es, verstanden? . . .“

\* \* \*

Zur Sommwendzeit werden in den Tälern der Vorberge draußen die Wiesen leer, aber in den Berggegenden oben fängt das Heuen erst ein acht oder vierzehn Tage später an. Ehevor dieses

aber im heurigen Jahre anfängt, jangen die Schwarzwinkler zu schimpfen an. Eine zerrissene Wirtschaft nun, wie es keine ärgere mehr geben könnte. Man wäre hüben nicht mehr recht daheim und drüben noch gar nicht, und man wüßte zum Schlusse nimmer, wie man eigentlich daran wäre.

„Ich schon,“ knurrt der Rotwolf etwas schadenfroh. „Zwegen was habt ihr euch eingelassen? Gibt's nicht, daß sie uns aus der alten Heimat verdrängen können.“

Das Heu wird wie alle die Zeiten her unter Dach gebracht, aber der Rotwolf bringt auch sein Sommerkorn in den Stadel und selbst den Hafer, der in diesen Höhen oftmals erst nach Michaeli zeitig wird. Da schimpfen und fluchen die anderen erst recht, weil sie so viele Gründe unnötig haben öde liegen gelassen und . . . weil eben die ganze Wirtschaft zerrissen ist. Das Getreide von den höher gelegenen Schwarzwinkler Gründen haben sie herüben in den alten Häusern, das von den Zeiselecker Gründen drüben in den kaum noch nordürftig eingedeckten neuen Häusern.

Die Stauwand der Talsperre rückt wohl langsam in die Höhe, aber ein früher Winter bricht die Arbeiten jähling ab. Nun ist wieder eine gute Weile Ruhe und alles beim gewohnten Alten. Wenigstens beim Rotwolsen. Ihn hatte ohnehin noch nichts behindert und beirret von all dem Planen und Arbeiten, und ihn wird wohl auch fürder nichts irren. Er hat nicht eingewilligt in einen Verkauf, und nehmen können sie ihm sein freies, erbbares Eigentum nicht, wegrauben, müßte man da schon sagen. Also werden sie sich wohl darnach richten müssen.

Und sie richten sich tatsächlich darnach. Schon den Winter über kommt Gerichtsvorladung um Gerichtsvorladung ins Haus, und als er doch einmal hinuntergeht ins Städtlein und zu Gerichte und die alte Schrift zur Erhärtung seines Rechtes vorlegt, lächelt man ihn beinahe an wie einen, der nimmer völlig bei Troste ist. Schrift hin oder her! Die neue Zeit hätte schon mit ganz anderen Rechten aufgeräumt, und was zum allgemeinen Wohle notwendig wäre, müßte nicht an der Hartnäckigkeit eines einzelnen scheitern. Er würde mehr wie angemessen entschädigt, aber er müßte den Handel eingehen.

„Nicht rühren und nicht heben,“ trutzt er auch den Gerichtsherren entgegen. „Ich sitz' auf meinem freien, erbbaaren Eigen, und nach dem Gesetze ist das Eigentum ein Heiligtum. Möcht' sehen, wer mich verdrängen könnt' aus meiner Heimstatt.“

„Bin neugierig, ob er es durchjagt,“ sinnt der Gürgelhanjelpeter, als im Schwarzwinkel oben wieder einmal die Rede ist davon. „Nachher täte ich auch wieder zurück.“

„Nachher müßten sie zu allererst zurücktum,“

meint der Sollerbeutel. „Was nützen ihnen da unsere Gründe, wenn sie die feinen nicht unter Wasser setzen dürften? Wäre das ganze Gespöhl übereinander umsonst gewesen.“

„Nicht rühren und nicht heben,“ trutzt auch dorten der Rotwolf; doch bei Gerichte führte man die Enteignung auch wider seinen Willen durch, und im Frühjahr, als wieder die Schneeschmelze kam, kamen auch ein etliche Gerichtsherren in den Schwarzwinkel und zum Rotwolfen und taten kurz und bündig zu wissen, daß dieser fortab seine Heimstatt im Zeiseleck drüben hätte, daß die und jene Hänggründe herüber wohl auch noch sein Eigentum verblieben, daß aber das alte Rotwölfenhaus und die darum her liegenden Talgründe enteignet wären und geräumt werden müßten.

„Nicht rühren,“ trutzt auch da noch der Alte, und die Walpurg schilt die Herren Räuber und Schächer,\*) und prustet in ihrer Entrüstung alles heraus, was ihr gerade einfällt.

Die übrigen Schwarzwinkler ziehen nach und nach in die allmählich fertig werdenden neuen Häuser hinüber ins Zeiseleck und richten sich dort ein, beim Rotwolfen jedoch geben sie sich an die gewohnten Arbeiten, wie all die Jahre her. Während er mit seinem Rühgespanne die Felder düngt und bestellt puzt sie die Wiesengründe sauber und sticht die Beete des kleinen Hausgärtleins um. Recht muß Recht bleiben, und Haus und Grund und Boden darum her sind ihr Eigentum und ihre ererbte Heimat.

Alle Dauamenlang kommt von den Herren einer und sucht die beiden Leutchen aus ihrer nutzlosen Halsstarrigkeit zu reden, aber es ist völlig umsonst. Gewalt will man wider die beiden Alten auch nicht anwenden; also wird dies die eiserne Notwendigkeit besorgen müssen.

\* \* \*

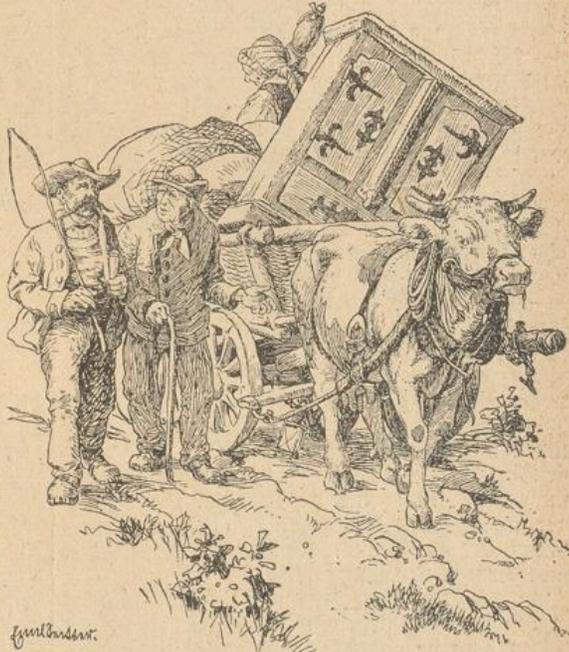
Die Staumauer der Talsperre ist fertig, und von der aus zieht ein Strang Eisenrohre, in denen zwei Mannsleute nebeneinander bequem durchkriechen könnten, wie eine eiserne Riesenschlange die Bergfalte hinunter bis zu dem Gebäude, worin sie das Elektrizitätswerk einrichten wollen.

Im Schwarzwinkel stehen Wiesen und Fluren im prächtigsten Blüthen Schmuck des Frühlings, und selbst die Kirschbäume schmücken sich schon mit ihrer schneeweißen Blust. Die Stare piepsen und schwegeln in deren Gezweige, und in den leeren und verlassenen Häusern bauen die Schwalben an ihren Nestern wie vor und ehedem. Aber manchmal ist es doch, als schauten und suchten all diese Tierchen verwun-

dert herum, was da eigentlich vorgefallen. Kein Kindergeschrei mehr um und um, kein Lachen, Jubeln oder Weinen; alles wie ausgestorben oder vom Feinde verwüstet. Alles grabesstill und öde.

Doch auch den beiden Rotwölfenleuten geht es manchmal so, und es kommt ihnen dann unwillkürlich vor, als wehete eine schneidend kalte Luft über die lenzwarmen, blüthenstrogenden Heimatgesilde, und eine fingerdicke Eiskruste legte sich um sie und um ihr immer düsterer und vergrämter werdendes Sinnen. Der Schwarzwinkel, die liebe, märchenholde Heimat verödet und verwildet, und wird wieder zur Wildnis, die er nach der alten Schrift vor dreihundert Jahren gewesen sein soll, und sie zweie nur ragen noch daraus hervor und in die Dede und Leere darüber wie zwei völlig entlaubte und verdorrnde Baumstumpen.

„Das beste wär' es für uns, wenn der Tod käme,“ seufzt überlings einmal die Walpurg in ihrem Trübfinnen auf. „Einmal muß es ja sein und . . . wer weiß, wie es noch geht? Ist eh' kein Leben mehr.“



Funkenstein.

Die übrigen Schwarzwinkler ziehen nach und nach in die allmählich fertig werdenden neuen Häuser hinüber ins Zeiseleck.

„Soll gehen, wie es mag,“ trutzt der Rotwolf in seiner Verbitterung. „Nicht rühren.“

Düster und totschlächting schleichen Zeit und Leben dahin, und totschlächting und unbeholfen geht die Arbeit vonstatten, die man von Jugend auf gewohnt ist wie das Atmen und Gehen.

Da bringen sie einmal die Botschaft ins Haus, es würde die Probetaunung voraenomm?

\*. Althochdeutsch: skaschari = Räuber.

sie sollten zusehen, daß sie nun einmal weiter und in ihr nunmehrigen Eigen kämen.

Probefestung! Thretwegen wohl; aber weichen täten sie nicht von der Stelle, die dreihundert Jahre den Rotwölfen die Heimstatt und Heimat gewesen, und die Ahnen und Vorfahren treu und ehrlich ernähret. Recht müßte Recht bleiben zu ewigen Zeiten, und sie hätten ein Recht an ihre Heimat.

„Es wird sie schon dazu treiben,“ verhofft der Ingenieur, und daraufhin schließt man die Schleußen, und die Arbeiter, die nun nichts mehr zu tun haben an der Talsperre, ziehen ab und talwärts.

Die zwei Wässerlein rauschen und plätschern nach wie vor aus den Berghängen nieder und über Gefels und Gerölle, und kein Tröpflein sickert mehr durch die Bergfalte hinunter in die Täler der Vorberge; aber es braucht über eine Woche, bis der Wiesengrund des Schwarzwinkels einem seichten Weiher gleicht, durch den stellenweise noch Kinder waten könnten. Erst in der zweiten Woche drängt der Wasserspiegel mählig gegen das Rotwölfenhaus an.

Die Stare und Schwalben fliegen schreiend und schier hilfeheischend darüber hin und wider, die Rotwölfenleute aber rühren sich nicht, geschweige denn, daß sie sich zum Weichen rüsteten. Sie greinen und zetern wohl, soviel sie aus dem Munde bringen, aber zum Weichen rüsten sie nicht. Als das Wasser schon bis an die Hauswand herandrängt, lassen sie die Kühe los und jagen sie gegen die Hänge hinan. Sie aber setzen sich hartnackig nebeneinander auf die Gredbank hin und starren trübselig hinaus auf die im Sonnenscheine glitzernde und gleißende Fläche, unter der Gras und Gebüme verfunken, und die alles Leben und Glück aus dem stillen Waldwinkel wegschwemmen will. Ohnmächtige Aufregung schüttelt die beiden alten Körper wie lediger Fieberfrost. Es gibt kein Recht mehr und keine Gerechtigkeit auf Erden, und wenn die Obrigkeit selber vorgeht wie ein Landräuber, nachher . . . ist es am besten, man stirbt, man ertrinkt mit der ertrinkenden Heimat. Ein alter Baum verdorrt so auch, wenn er ausgerissen und anderswohin verpflanzt wird.

Da geht der Ingenieur ins Zeiseleck hinüber zu den dort angesiedelten Schwarzwinklern. Es mögen doch sie einmal versuchen, die zwei alten Dickköpfe herüberzuschaffen, ehevor sie ertrinken. Vielleicht richteten sie etwas aus. Gegen ihn wären die Leutchen so verbittert, daß sie nur noch hartnäckiger würden, wenn er riete oder gar nötigte.

„Notwendig wär' es nicht gewesen, den ganzen Winkel zum See zu machen,“ knurrt ihn da der Gurgelhanfelpeter an. „Jetzt rinnt das Wasser schon an die zwei Wochen, und . . . und . . .“

„Es ist ja wahr, eine viel kleinere Anlage

hätte auch den beabsichtigten Zweck erfüllt,“ gesteht der Herr. „Aber der Plan der Obrigkeit . . .“

„Zu wenig und zu viel . . .“ grinset der Aufseher. „Wißt es schon, Herr.“

„Nach ein wenig etwas hätte kein Mensch gefragt, und wir hätten gut sitzen gehabt auf unseren Bänken.“

„Etwa läßt es sich noch in dieser Weise schlichten,“ sinnt der Ingenieur. „Ich werde die Schleuße vorläufig wieder ziehen lassen.“

„Nachher braucht auch der Rotwolf derweil nicht fort?“

„Nachher bin ich auch gleich wieder drüben,“ jubelt der Sollerweitel beinahe hellauf. „Paßt mir nicht, da herüber, und meine Alte verlernt völlig das Lachen und wird so grämlich wie eine Kaze, die man von der warmen Ofenbank gejagt hat.“

„Wie sich halt die Obrigkeit überzeugen lassen wird . . .“

Trotzdem aber gehen ein etliche der früheren Schwarzwinkler hinüber zum Rotwölfen.

Die ganze Talmulde glitzert und funkelt im Sonnenschein wie eine Spiegelscheibe, und ein etliche Häuser stehen schon bis an die Fenster im Wasser. Da legt sich auch diesen Männern die Wehmut aufs Herz, und auf das Sinnen, und der Sollerweitel stößt den Stecken wuchtig in den warmdampfenden Boden.

„Eine himmelschreiende Sünde, so etwas. Und wir Narre . . .! Wenn wir gleich so geredet hätten!“

„Jetzt müssen wir es schon darauf ankommen lassen,“ kreißt der Achaz. „Jetzt . . . Einen Haken haben wir, wo wir einhängen können. Etwa hilft uns gar der Inschinerer auch noch ziehen.“

„Was . . .?“ schreit sie der Rotwolf beinahe gellend an. „Wir weichen nicht; wir sitzen auf unserer Bank.“ Er meint, daß nun diese kommen, um sie wegzubringen.

„Sollen uns ertränken,“ trutzt auch die Walpurg, und ihre Stimme fibert nur mehr vor Aufregung, ohnmächtigem Uerger und festem Todesfürnehmen. „Wenn ihnen geholfen ist damit . . . Aber Segen soll es ihnen keinen bringen. Ausbrechen soll das Wasser und da unten alles verschwemmen und vernichten . . .“

„Brauchst auch nimmer zu weichen,“ beruhigt der Sollerweitel den Rotwölfen. „Wir . . .“

„Und nicht einmal die letzte Wegzehrung genommen, bevor ihr euch ertränken laßt!“ versucht der Achaz der Walpurg gegenüber zu scherzen, und da schnellst das Weib mit einem Satz und Schreie auf.

„Siehst es, Mann? Auf das hätten wir wahrhaftig vergessen. Da hin sein und drüben auch . . .“

„Ganz wurscht,“ beharrt er und stemmt sich

feſter wider die malte Holzwand. „Wenn es kein Recht mehr gibt und keine Gerechtigkeit, nachher braucht es auch ſonſt nichts zu geben. Ich ... Nicht rühren, ſag' ich. Unſere Heimat iſt es ...“

„Bleibt ſie auch,“ beruhigt der Rußheber. „Bleibt ſie, ſage ich dir. Wir kommen eh' auch wieder herüber. Er ſieht es ſelber ſchon ein, der Inſchenierer, daß ſie ... einen Stadel gebaut haben, wo ſie nur eine ... Hundshütte gebraucht hätten. Wird ganz anders werden, eine kleine Pfütze, etwa ganz unten beim Tobel ...“

Mit weit aufgeriſſenen Augen und offenem Munde ſtarrt der Rotwolf den Menſchen an. „Bleibt ſie auch ...“

Die Heimat ... Hört er noch recht ... ?

„Läßt eh' das Waſſer ſchon wieder ab,“ nickt der Achaz beſtätigend. „Und jetzt müſſen wir es darauf ankommen laſſen. Ein Trumm haben wir ſchon in der Hand ...“

„Wie das Waſſer weg iſt, bin ich auch wieder da,“ verſichert der Sollerweiler. „Gibt noch etwas, Nachbar, gibt noch etwas, das ... man oftmals nicht ſuchen tät.“

Trotz all dieſer Reden aber braucht der Rotwolf doch geraume Weile, biſ er ſich darein finden kann, daß nun die Sache doch einen anderen Weg nehmen will. Wenn ſie nicht das ganze Schwarzwinkler Tal mit Waſſer füllen wollen, bleiben die Häuſer eines wie das andere auf trockenem Boden, und er und ſeine Walpurg können ruhig auf der Bank ſitzen bleiben, auf der ihre Vorfahren an die dreihundert Jahre geſeſſen, und unter demſelben Dache die Augen zumachen zum letzten Schlafe, unter dem die Altvorderen in die andere Heimat hinübergelaſſen. Nun beginnt er auch wieder den Sonnenschein zu ſehen, der über den trauten Heimatſtufen ſtimmert, und nun regt ſich auch das beinahe ſchon erſtarrte Leben wieder in ſeinem alten Leibe.

„Wenn es ſo iſt, Männer ...“ atmet er auf, wie aus böſem Traume erwacht. „Aber ... nicht weichen ... Wir nicht.“

„Ein Dickſchädel biſt ſchon, wo man einen hin-

braucht,“ meint der Bürgelhanſelpeter. „Lieber erſaufen wollen ... lieber erſaufen wollen ...“

„Muß dir ſo werden. Wenn es kein Recht mehr gibt und keine Gerechtigkeit ...“

„Wenn er es nicht iſt, der Dickſchädel, nimmt halt alles ſeinen Lauf,“ ſinnt der Sollerweiler. „Der Inſchenierer kommt nicht zu uns, und wir können nicht reden über die Sache. Iſt nicht anders ...“

\* \* \*

Zwei Wochen nach der Sonnenwendzeit raſcheln im Schwarzwinkel wieder die Senſen durch das Gras der Wiefen, und um die alten Häuſer her

tolkt wieder die liebe Jugend mit Jauchzen, Lachen und Weinen.

Die Stau-mauer ſteht wohl dräuend unten beim Tobel-graben, ein großer Weiher legt ſich mit ſeiner ſpiegelnden Fläche davor hin, und durch die Eiſenröhren rauschen und brauſen die Ab-flußwaſſer in das ... Neumode-Teufels-werk, das den Städtlern unten und etlichen Dörfern darum her des Nachts ihre Stuben und Gaſſen erhellet.

Die Schwarz-winkler haben es ... darauf ankommen laſſen, und die hohe Obri-gkeit hat es

eingesehen, daß es eigentlich anders auch geht, und daß die Borrüſte eigentlich doch viel zu groß getroffen worden wäre. Man hätte wirk-lich einen Stadel gebaut, wo nur eine Hundshütte notwendig geweſen iſt, wie der Rußheber in ſeiner Weiſe gemeint hat.

Die Flachländler und Städtler aber ſchupfen nach wie vor die Schultern etwas geringschätzig und überlegen, wenn von den Einödleren dort oben die Rede iſt, und viele wickeln ſogar darüber, daß dieſe Leute einfältiger ſind als das Gewilde des Waldes. Dieſes züge lieber dort-hin, wo es beſſere Abung fände, die Einödler aber wollten lieber erſaufen, als es ſich beſſer ergehen laſſen.

Zu einer Verſammlung jedoch im Städtlein unten ſtellt ein Redner dieſe Bergknorren ſogar als Muſter hin, und das gibt ſelbſt den Spöttern und Wicklern zu denken. ... An ihnen könnte



„Was ...?“ ſchreit ſie der Rotwolf beinahe gellend an. „Wir weichen nicht.“

und sollte sich jeder Deutsche, insonderheit jeder Grenzdeutsche, ein Beispiel nehmen. Lieber erkaufen und zugrunde gehen wollen, als die Heimat aufgeben und dem Erbfeind überlassen. Deutscher Heimatboden, deutsche Heimat, wären die gartengleichen Flachgaue, die wasserdurchrauschten Täler und die sonnumsflirten Bergeshöhen, die deutsche Hände und deutsche Arbeit urbar gemacht und den Wildnissen abgerungen. In deutscher Heimaterde ruheten und moderten die Gebeine der Altvorderen, und in deutscher Heimaterde sollten auch die Nachkommen zur ewigen Ruhe gebettet werden können nach des Lebens harter Arbeit und der Zeiten wechselnden Kämpfen, und auf deutscher Heimaterde sollten die Lebenden allzeit getreulich stehen für ihr gutes Recht und ihres Volkes Wohlergehen. Lieber ehrenvoll zugrunde gehen, als schmächtig weichen! Schon einer der besten deutschen Alten, der Weltweise Fichte, hätte einstmal gesagt:

Du sollst an Deutschlands Zukunft glauben,  
an deines Volkes Auferstehn.  
Laß diesen Glauben dir nicht rauben,  
trotz allem, allem, was gescheh'n!  
Und handeln sollst du so, als hinge  
von dir und deinem Tun allein  
das Schicksal all der deutschen Dinge,  
und die Verantwortung wär' dein.

Und der Kern aller deutschen Dinge wäre und bliebe allerwegen die deutsche Heimat.

### Armesündereschmalz.

**S** In Württembergischen hielt man früher sehr viel auf Armesündereschmalz als Arzneimittel. Wenn ein armer Sünder irgendwo hingerichtet wurde, so stürmten die Leute aus der ganzen Gegend die Apotheke des Gerichtsstädtchens um Armesündereschmalz. Denn man nahm an, daß der Apotheker den Leichnam zum Ausfieden heimlich angekauft habe. Ob das letztere in jedem Falle geschah, ist nicht sicher. Aber die Leute ließen es sich nicht nehmen, das heilsame Schmalz zu verlangen und zu kaufen, welches eingerieben besonders die Kröpfe und andere Unebenheiten der Menschennatur vertrieb. Und zwar wirkte das Wundereschmalz desto stärker, je fluchwürdiger der arme Sünder gewesen war, der es so freundlich und hilfsbereit lieferte. So stand z. B. das Fett von einem mehrfachen Raubmörder auf der Armesündereschmalzbörse viel höher im Kurs als das von einem harmlosen Hochverräter.

Kommt da also ein freundliches altes Weiblein in die Apotheke. Dem majestätischen Kropf nach hatte es das Fett eines Mißverräters von erfreulicher Qualität nötig. Gut! Das freundliche Weiblein verlangte also ein halbviertel Pfund Armesündereschmalz. Der alte Apotheker huschte hinter seinem Ladentisch an eines der

vielen Gestelle und holte gleichmütig und greiflicher einen weißen Porzellantopf aus der glänzenden Registratur von Töpfen heraus, in denen Hilfe und Rettung für alle Krankheitsnöte der Menschheit enthalten war. Den geheimnisvollen Schmalztopf hätte er auch in finsterner Mitternacht sicher gegriffen, denn aus ihm war seit der letzten Hinrichtung schon mancher Zentner Armesündereschmalz in die Hände des Publikums gewandert. Daher wog der Apotheker dem Weiblein das verlangte Wundereschmalz so gleichmütig zu, als wär's die alltägliche Salbe zum Einreiben eines Ruheenters.

Diese Formlosigkeit im Umgang mit einem so hautschaudernd geheimnisvollen und geheiligten Gegenstand wollte dem frommen Weiblein nicht gefallen.

„Herr Apotheker,“ fragte es zaghaft, „isch dees aber an e recht wüster, abscheulicher Kerl gwea?“

Der Apotheker schaute der Alten über seine Brille hinweg treuherzig in die Augen, legte dann den Kopf auf eine Seite und sagte:

„Hänt numme foi Angst, liebe Frau! Ich verschre Euch, und Ihr könnt mir's auf mein



Das freundliche Weiblein verlangte also ein halbviertel Pfund Armesündereschmalz.

ehrlich Gesicht hin glauben: Der Kerl do, von dem dees Schmalz do isch, dees isch e Kerl gwea, so abscheulich, daß er schon mehr e Sau gwea isch weder als e richtiger Mensch.“

„He, wenn sell ich, derno füllt mir tapfer noch e Halbvierteli für mei Tochter! Und was kost's?“



### Sternzucker

#### Der Blüthnerflügel.

Von Heinrich C. Kromer.

**M**ährlich, so gegen den Oktober hin, wo die Einjährigen wieder abzogen, wurde die Frau Feldwibel mit jedem Tag musikalischer und meinte, sie sterbe noch davon oder sie bekomme einen Blüthnerflügel. Der Herr Feldwibel wollte ihr aber bloß ein Klavier zur Miete nehmen. Damit könne sie Musik in Fülle machen, Johannes Strauß, Wagner und Hungerdindl, und die Tonleitern auf und ab, und die Finger auf den Tasten verwirbeln und verwechseln nach Herzenslust, aber gewiß auf keinem Flügel besser.

Einmal sollte ihr's zwar aufs schönste glücken, da tat sie plötzlich stolz und köstenschüssig und hätte beinahe um Haaresbreite alles damit verdorben. Mußte sie die Einjährigen vergrämen und ihnen so nachdrücklich sagen, der Herr Feldwibel nehme keine Geschenke und sie müßten sich da schon an einen anderen wenden, wenn sie damit z. B. sich selber meinte! Zum Glück fand einer der Herren noch das rechte Wort. So sei's nicht gemeint gewesen, sagte er, und der Ton mache die Musik. Da warf die Frau Feldwibel die Augen gen Himmel und machte einen süßen Mund, als zerginge ihr eine Pflaume drin. Ja, die Musik — sagte sie — die Musik sei zeitlebens ihre Schwäche und Stärke gewesen und heute noch könnte sie daran sterben, z. B. um einen Blüthnerflügel. Aber der Feldwibel sei leider unmusikalisch und wolle nichts davon hören, obgleich sie ihm jedes

Jahr mit dem Flügel in den Ohren liege. — Sie schickte dem Einjährigen an der Treppentür noch einen beweglichen Seufzer nach; denn es war dies ein gesegneter Jahrgang bei ihnen gewesen; lauter vornehme Herren, die auch für andere noch was übrig hatten.

So ein Flügel steht nicht in jeder Feldwibelstube, zumal ein Blüthner, und ist ein kostspieliges Möbel, auch wenn's einer vermag. Die Einjährigen der 9. Kompanie vermochten's in ihrer Art, und so kam's eines Tages, als die Frau Feldwibel eben ausgehen wollte, schwerfällig die Treppen herauf, schwarz und glänzend, und die Frau Feldwibel konnte sich mit ihrem großen Hut schon von hoch herab drin spiegeln. Als es dann die drei Männer oben abstellten, schien das feierliche Möbel selber froh, daß es droben war; denn es gab ein zufriedenes Tönen und Klingen von sich. Der eine Träger aber meinte, das sei ein schweres Stück Arbeit gewesen, halb in den Himmel hinauf, und so einen riesigen Rabenflügel habe die Frau Feldwibel nicht auf dem Hut. Dann drehte er noch eine Zeitlang die Mühe in den Händen, als würde er den Schweiß aus, den's ihn die Treppen hinauf gekostet hatte. Die Frau Feldwibel aber vergaß das ganze Jahr nicht das Galgenesicht, das er beim Dank für die dreißig Pfennig Trinkgeld machte; auch nicht den Ton, womit er ihr auf ein paar Fragen sagte, es sei soweit alles in Ordnung; alles — soweit. . .

Ja, alles war soweit in Ordnung. Die Frau Feldwibel behandelte den Flügel auf ihre Art und zeigte darauf schon am ersten

Tag ihre Musik der Frau Stenerinne-  
merin: Die Donauwellen, die Klostersglocken  
und den lieben Gott, wie er durch den  
Wald geht. Und der Feldwebel ging seinem  
Dienst nach und sagte nicht viel dazu, daß  
sich seine Frau so musikalisch benahm und  
bald in der Nachbarschaft die Kasernenam-  
sel hieß.

So ging es ein volles Jahr und mehr, nämlich  
noch einen halben Tag, da standen mittags die drei  
Klavierträger wieder vor ihrer Thür, und der  
mit dem Galgengesicht drehte diesmal die Mühe  
nicht in den Händen, sondern hatte nach Ort  
und Umständen soldatisch gegrüßt, als die Frau  
Feldwebel verwundert tun wollte und etwas  
ungnädig nach dem Wunsch der drei Männer  
fragte; denn sie hatten sie gerade in ihrer Musik  
gestört.

„Den Flügel sollen wir heimholen, wenn ihn  
die Frau Feldwebel nicht ein Jahr weiter in  
Miete will,“ sagte das Galgengesicht. „Sie  
kann's vorausbezahlen; das vergangene Jahr



*Freil. Krieger*

Da standen nachmittags die  
drei Klavierträger wieder  
vor ihrer Thür.

haben die Herren Einjährigen bezahlt, Her-  
und Heimbringen; auch das Trinkgeld. Da ist  
die Quittung; und soweit wäre alles in Ordnung,  
Frau Feldwebel. . .

Mit dem Flügel hat die gute Frau den ganzen  
Schwung ihrer Seele verloren; aber Kasernen-  
am- sel heißt sie heute noch, obwohl ihr Mann  
jetzt bei der Reichspost ist.

## Der Herold.

Von Karl Berner.

**E**s war damals gewesen, in der alten  
Zeit, als es da und dort in deutschen  
Ländern noch einen Großherzog gab.

In der alten Stadt hieß es eines  
Tages: „Er kommt!“ Die Nachricht brachte  
gar manchen und manche in Aufregung, besonders  
die Empfangsdamen, die schon lange den Hof-  
knicks geübt hatten, was den rundlichsten unter  
ihnen nicht leicht gefallen war.

Einer aber kam aus Rand und Band. Das  
war Dno-phrion Ehrenfest, der beim Stadtbauamt  
angestellt war und bei der allwöchentlichen Abend-  
sitzung in der alten Kunststube mit feuriger  
Beredsamkeit immer wieder seine Ansicht über  
neuzeitlichen Giebelbau verfocht — wobei ihm  
solche, die ihn näher kannten, nach Möglichkeit  
auswichen, weil er beim Sprechen den Mund voll  
nahm und einen feinen Sprühregen über den  
ahnungslosen Hörer ergoß.

Böse Menschen sagten ihm nach, daß er gern  
einen Orden gehabt hätte. Er ließ die Miß-  
deutung schweigend über sich ergehen. Er hatte  
es schon damals getan, als seine Frau es so  
ingerichtet hatte, daß das vierte Kind gerade  
an Großherzogs Geburtstag zur Welt kam, wes-  
halb sich der Fürst bereit erklärt hatte, ihm  
Bate zu sein.

Für den Landesherrn war eine Wagenfahrt  
durch die herrlichen Wälder geplant. Dort, wo  
bei einer Biegung des Weges der Hochstein  
herübergrüßt, sollte vom Felsen herab ein Herold  
den Großherzog im Namen der Berggeister will-  
kommen heißen. Man hatte Dno-phrion Ehrenfest  
dazu ausersehen wegen seiner hohen Gestalt,  
seiner weittragenden Stimme und seines üppigen  
Haarwuchses.

In dem Haus am Mühlbach, wo er wohnte,  
ging zu dieser Zeit seltsames vor. Die Kinder  
konnten sehen, wie der Vater mit langen Schritten  
und weit ausholenden Bewegungen des rechten  
Armes durch sämtliche drei Zimmer wanderte.  
Sie hörten ihn mit lauter Stimme von Nymphen,  
Berggeistern und Jagdhörnern reden, und der  
Säugling fing an zu schreien; denn er erkannte  
seinen Vater nicht mehr und fürchtete sich vor  
ihm. Einen durchreisenden Stadtbaumeister, der  
das alte Rathaus sehen wollte, hatte Dno-phrion  
Ehrenfest mit „Hoheit“ angeredet und war dadurch  
in große Verlegenheit gekommen.

Das war aber nicht alles. Dno-phrion Ehrenfest  
hatte auch eine Lebensgefährtin. Sie hieß  
Christine; er aber nannte sie Elsa Laura —  
nach einer schönen Frau, deren Lautenspiel er in  
seinen ledigen Jahren bewundert hatte. Auch  
seine Frau spielte die Laute. Aber die vier  
Bochenbetten hatten Elsa Laura eine stattliche  
Rundung verliehen, die zu dem Klangwerkzeug

der mondbeglänzten Zaubernächte nicht recht passen wollte. Diesem Uebelstand vermochte auch das blaueidene, mit Gold verbrämte Kleid nicht abzuwehren, das der Gatte eigens für sie erfunden hatte.

Und eines Abends, als Dnophrion Ehrenfest aus der Zunftstube heimkehrte, da vertraute sie es ihm an: daß es wohl eine Pflicht der Dankbarkeit sei, dem Fürsten eine sinnige Aufmerksamkeit zu erweisen, und wie schön es wäre, wenn sie beide . . . Dnophrion Ehrenfest verstand seine Gattin, die ihm vier Kinder geboren hatte und zur Laute sang, und beider Augen ruhten mit dankbarer Nührung auf dem Kleinsten, das friedlich in seinem Bettchen schlummerte und die kleinen Hände, die die Eltern zum Landesfürsten führen sollten, zu rosigen Fäustchen geballt hielt. —

Der große Tag rückte näher, und Dnophrion Ehrenfest wurde immer aufgeregter. Für seine Frau brauchte er freilich nicht zu sorgen; die hatte schon alles eingedelt und konnte das Liedchen, das sie dem Großherzog singen wollte, schon auswendig. Und das Blaueidene hatte sie ja. Die Frau des Gerichtspräsidenten, deren Töchterchen sie Unterricht auf der Laute gab, hatte ihre Vermittlung zugesagt. Da klappte also alles. Aber für den körpergewaltigen Dnophrion Ehrenfest hatte sich noch nicht die passende Ausrüstung gefunden. Was bei dem Theater der kleinen Stadt zu haben war, konnte ihn nicht befriedigen.

So fuhr denn der künftige Herold mit seinem Freunde Wotan, der im bürgerlichen Leben Fritz Sarres hieß, nach der großen Grenzstadt, die ihrer schönen Maskenzüge wegen bekannt war, und wo er etwas Passendes zu finden hoffte. Er fand auch etwas, aber erst nach stundenlangem Suchen — treppauf, treppab — in muffigen Kammern, nach unermüdlichem Wühlen in Kisten und Kästen, wobei Dnophrion Ehrenfest oft niesen mußte, weil all die schönen Sachen zum Schutz gegen die Motten mit einem scharfen Pulver gepudert waren, das seine Nase reizte. Er bestimmte schließlich, daß ihm sechs Kisten zur endgültigen Auswahl nachgeschickt werden sollten.

Zwei Tage später kamen die Kisten, und Dnophrion Ehrenfest öffnete sie noch am selben Abend. Die Kinder langten nach den glänzenden Knöpfen und goldenen Bizen, so daß das Elternpaar ihnen nach Kräften wehren mußte. Dann, als die Kinder schliefen, saßen die beiden noch lange beisammen, legten die Prunkstücke auf Tisch und Sofa und konnten kein Ende finden. Immer wieder wandelte Dnophrion Ehrenfest, mit wallen-

dem Samtmantel angetan, durchs Zimmer, und immer wieder war es ein anderer Mantel. In allen Regenbogenfarben zog der Gatte an der Gattin vorbei. Er ging in bloßen Strümpfen; denn die Kinder sollten nicht geweckt werden. Ihre Schätze bargen die beiden in einer Art Speisekammer, die sie abschlossen. Hier waren



Dnophrion Ehrenfest öffnete die Kisten noch am Abend.

die Prachtstücke vor den Kindern sicher. Ein geräucherter Schinken und zwei Salamiwürste, die an der Decke hingen, sahen verwundert auf die Herrlichkeiten herunter, und noch nie war die Romantik des schönen Scheins der des Magens so nahe gewesen wie hier.

Am andern Abend läuteten die Glocken der alten Stadt, und als der Morgen kam, trachten die Böller; Damen knickten, Wangen brannten, Busen wogten; aber auf den Klapphütten der Herren trommelte der Regen. Das kühle Nass kitzelte unangenehm die entblößten Schultern der Empfangsdamen, und die Fahnen in der Hauptstraße hingen schwer und regungslos herunter wie die Salamiwürste in der Speisekammer des Herrn Dnophrion Ehrenfest.

Der hatte eine schwere, schlaflose Nacht hinter sich. Seine Aufgabe drohte ihn zu erdrücken. Kaum dem Lager entstiegen, wandelte er in dürftiger Aufmachung im Schlafzimmer auf und nieder und begrüßte zum hundertsten Male den erlauchten Gast. Er wurde selbst seiner Gattin

unheimlich. Sie war froh, als der Wagen vorfuhr, der den Haarkünstler des Theaters und Friß Sarres brachte. Die beiden wurden in das bessere Zimmer geführt und konnten von hier aus sehen, wie im Hintergrund Onophrion Ehrenfest in seinen Kisten wühlte und lange, schleppende Gewänder hervorzog. Plötzlich kam er durch das Zimmer geschritten; er hatte ein geschlitztes Wams an, von den Schultern herab wallte ein roter, mit Gold besetzter Samtmantel; sein Haupt schmückte ein kühn geschwungener Hut mit weißer Feder. Er schritt herein, wie Nachtwandler schreiten. Den rechten Arm weit ausgestreckt, begrüßte er den Landesherrn, der nicht da war, und bemerkte zuerst gar nicht, daß da zwei Menschen saßen, die ihn erstaunt betrachteten.

Schließlich wurde der Haarkünstler des Herolds habhaft und verwandelte dessen schwarzes Gelock in ein Kunstwerk, das seiner Gattin glückende Ausrufer der Bewunderung entlockte. Wotan aber, der Göttervater, sah mit jener Ruhe zu, mit der die Unsterblichen das Treiben der Erdenbewohner verfolgen. Seinen Götterbart wollte er sich erst an Ort und Stelle selbst umbinden; eine Art Sturmhaube mit Federzier lag schon unten im Wagen. Mehr brauchte er nicht, und als die drei endlich in der alten Kutsche davonfuhren, war Friß Sarres in bester Laune, während Onophrion Ehrenfest ängstlich darauf bedacht war, nichts an seiner festlichen Ausrüstung zu verbiegen, und von Zeit zu Zeit nach dem Adler schielte, den er mitten auf der Brust trug.

„Mensch, guck doch nicht immer so,“ sagte Sarres, „warte doch, bis du den Orden dort hängen hast.“

Der Herold antwortete nicht, sondern zog ein Papier unter dem Adler hervor, hielt es mit ausgestrecktem Arme von sich, so daß der Friseur sich zur Seite biegen mußte, und lernte zum tausendstenmal seinen Gruß auswendig.

Als sie an Ort und Stelle waren, regnete es noch immer, weshalb der Haarkünstler und der Göttervater im Wagen sitzen blieben und Sechszwanzig spielten, während der Herold mit aufgespanntem Schirm auf der Waldstraße hin- und herging, vorsichtig die Pfützen meidend.

Auf dem Weg zum Bohrloch, einem waldumhegten, herrlich gelegenen Wirtshaus, wo man früher nach Silber gegraben hatte, sollte der Großherzog vorbeikommen. Aber er kam nicht. Eine Stunde verging, dann noch eine. Sarres, der schon das vierte Spiel an den Friseur verloren hatte, war etwas ärgerlich und erklärte, nicht länger warten zu wollen. Der Friseur pflichtete ihm bei, und so fuhren die drei denn nach dem Bohrloch, obgleich sich Onophrion Ehrenfest mit aller Kraft dagegen wehrte. Ihm war sonderbar zumute. Zunächst kam er sich wie erlöst vor. Aber je ruhiger er wurde, desto tiefer fraß die Bitterkeit an seinem Herzen. Nun war also

alles vergebens gewesen . . . die sechs Kisten . . . das vierte Kind . . . die Freude all die Wochen her . . . die schweren Nächte . . .

Und er saß in Glanz und Pracht in diesem Wackelkasten mit zwei Menschen, die ihn nicht verstanden und sich die Fehler vorhielten, die sie vorhin beim Kartenspielen gemacht hatten. Eine Hoffnung blieb ihm noch. Vorn auf dem Kutscherbock lag, mit einer Pferdedecke umhüllt, eine Kiste, die einen Frackanzug barg. Im Bohrloch sollte den höchsten Herrschaften ein Zubiß geboten werden, und man hatte Onophrion Ehrenfest einen Wink gegeben, sich bereit zu halten, falls der Großherzog ihn zu sprechen wünsche. Nach dem Bohrloch war auch seine Elsa Laura schon auf einem andern Weg vorausgefahren, und es war ja nicht ausgeschlossen, daß auch der Großherzog noch kam. Am Ende war er schon dort und hatte die kürzere Fahrt durch das Tal vorgezogen.

Onophrion Ehrenfest wurde wieder unruhig, und als der Wagen hielt, bemächtigte sich seiner eine unbefreibliche Aufregung. Er bemerkte es gar nicht, daß seine beiden Begleiter nach der Stadt zurückfuhren.

Ein Latai sprengte heran und meldete die Ankunft der Hoheiten. Sie hatten doch die Waldstraße gewählt, und Onophrion Ehrenfest war es bei dieser Nachricht zumute wie einem, der beim Glücksspiel das große Los gewonnen, aber kurz zuvor seine Nummer einem andern geschenkt hat.

Es galt jetzt zu retten, was noch zu retten war. Er sah sich nach seinem Frack um — der war aber mit Sarres, der keine Ahnung von dem Dasein dieses Kleidungsstückes hatte, nach der Stadt zurückgefahren. Den unglücklichen Herold packte ein Schwindel. Einen Augenblick lehnte er betäubt am Türpfosten und blickte irren Auges in die Halle, wo er in verschwommenen Umrissen allerlei Menschen versammelt sah.

Er konnte doch nicht als Herold vor dem Großherzog erscheinen!

So raste er denn mit seinem Mantel, den Federhut auf dem Haupt, durch die Reihen, und inmitten der befrachten Gäste, die wie Unglücksvaben da herum saßen, glich er einem Wundervogel aus fernen Zonen.

Seine Frau war nicht da! Er fauste zur Türe hinaus, wobei sein Mantel eine Teekanne hinwegsetzte, die am Ende des Tisches stand, flüchtete in ein Fremdenzimmer und legte sich dort aufs Bett. Er konnte nicht mehr!

Er hörte noch das Rollen eines Wagens, ein Laufen und Rennen — dann taten sich die Tore auf zu einer Traumwelt, die schöner war als die Wirklichkeit mit ihren Bitternissen und Enttäuschungen. Onophrion Ehrenfest schlief sanft und tief. Er lag im weichen Moos, dort, wo er den Großherzog erwartet hatte. Aber die

Sonne schien und die Vögel sangen, und ihm war so wohl, so wohl . . . und plötzlich hörte er eine bekannte Stimme singen. Das war seine Elsa Laura, und nun fühlte er sich geborgen. Er wunderte sich auch gar nicht, daß sie im grünen Walde bei ihm war und sang und ihn bei seinem Namen rief.

Als er aber erwachte und seine Gattin vor sich stehen sah, wunderte er sich doch. Wo war er denn?

Und plötzlich fiel ihm alles wieder ein — die große Enttäuschung seines Lebens, der verschwundene Frack, die klirrende Teekanne, der Großherzog . . .

Und doch hatte der Traum nicht gelogen. Vor dem Fenster schien die Sonne durch die Blätter der Kastanienbäume, und seine Frau hatte wirklich zur Laute gesungen. Vor dem Großherzog und der Großherzogin! Und nun war sie gekommen, ihn zu holen. Der Oberbürgermeister hatte den Fürsten über den Sachverhalt aufgeklärt, und der liebenswürdige hohe Gast wünschte nun Dnothrion Ehrenfest als Herold zu sehen. Der kurze Schlaf hatte dem Vielgeplagten gut getan. Er war ruhiger geworden. Seine Frau strich den Adler glatt, der sich etwas verbogen hatte, musterte mit raschem Blick den roten Mantel,

der keinen Schaden erlitten hatte, und drückte dem Gatten den Federhut aufs Haupt.



Seine Frau strich den Adler glatt und drückte dem Gatten den Federhut aufs Haupt.

„Dnothrion, du kannst dich sehen lassen!“ Das Wort gab ihm neuen Mut. Zwar stieg er klopfenden Herzens die Treppe hinunter; aber er wußte, jetzt mußte alles gut werden. Und es wurde alles gut. Der Großherzog war die Fremdblichkeit selber, spendete ihm warme

Worte der Anerkennung und reichte ihm zum Schlusse dankend die Hand.

Dnothrion Ehrenfest war übergelukkig. Seine Frau teilte ihm mit, daß sich die Hoheiten auch mit ihr aufs liebenswürdigste unterhalten hätten. Und nun saßen die beiden wie glückliche Kinder unter all den befrackten Menschen, er als Herold, sie im Blauseidenen, und für ihr stilles Glück war das Summen und Wogen um sie her eine liebliche Musik.

Von diesem Tage an wurde Dnothrion Ehrenfest wieder ruhig, sprach in der Zunftstube über Giebelbau und unterschied sich in nichts von andern Sterblichen. Nur in seinen Träumen spukte manchmal das große Ereignis seines Lebens. Er sah sich dann merkwürdigerweise nie im stolzen Heroldsmantel, sondern im schwarzen Frack, der ihm wie angegossen saß, und links oben — da hing etwas Glänzendes, und er schielte darnach wie damals nach dem Adler.

Das geschah aber nur im Traume. Am Tage dachte er an so etwas nie — o nein!

### Die Bev.

Von Gertrud Len.

Als ich die Bev zum ersten Male sah, war ich ein kleines Mädchen, das an einem warmen Junimorgen im Stadtpark zu Dypenau saß, wo ich erst vor wenig Tagen angekommen, und entweder Geschichten las oder Geschichten schrieb. Räderrollen, Wiehern und Peitschenknall fuhren in meine Morgenstille, zu der aber auch das Schmettern eines Finken über meinem Sitz gehörte, — Räderrollen und Peitschenknall — und gleich darauf ging eine lichtgraue, unscheinbare Gestalt zwischen den Rosenhochstämmen. Ja, die erschien mir im Augenblick wie ein kleiner sanfter Taugeist, der mit den benetzten Spinnweben, den silbernen Frauenmütcheln, den Morgenstrahlen und mit dem Verdampfen des Taues irgendwie zu tun hatte. Nicht mit den Rosen und den in brennenden Farben glänzenden Beeten. Und doch war sie gerade diesen Schutzgeist und Schicksal zugleich. Ich sah nun wohl schnell, daß die schlanke ältliche Frau ein Wesen — nun, doch von ein wenig Fleisch und Blut war, so blaß auch das faltige Antlitz unter der Strohschute dämmerte, so mager auch ihr kleiner Körper in dem einfachen Waschkleid schien.

„Wie kommst du denn hierher?“ fragte ich. Sie lächelte: „Ha, Maidli, mit em Berner Wägeli! hascht es nit vorsaahre g'hört?“

Nun mußte ich lachen. So viel Rattern, Wiehern, Knallen — und das Geistlein!

„Wer bist du denn?“

„Ha, Maidli! wer soll i si? i bin do d' Bev!“

„D' Bev!?“

Ich stand schon bei ihr, betrachtete Korb, Schere, Bast. Eine Gärtnerin!

Eine wandernde Gärtnerin. Täler auf und ab, im Städtlein und in den vielen bäuerlichen und eleganten Bädern der Kniebislandschaft, bekannt bei alt und jung. Wer an das freundliche lichtgraue Weiblein dachte, dem erstanden sofort Bilder alter heimlicher Gärten, Rosen über Rosen umblühten ihre Gestalt, feurige Lilien reckten sich, Körbe füllten sich mit buntem Flor, Girlanden hingen zu festlicher Feier, feine Blüten bestreuten den Pfad der Brautpaare, Wyrthenkränze grünten auf jungen Häuptern, Altäre schmückten sich der Jungfrau zu Ehren, Sträuße dufteten am Kleide, in den Händen der jungen Mädchen; man sah ordentlich den jungen Herrn im schwarzen Rock, sah wie seine Hände in den orangeroten Handschuhen den Strauß trugen: die Papiermanschette, die Blüten, das Stanniol um den handfesten Stiel. Aber auch das Schleierkraut umzitterte die Vision „Bev“, auch die Strohblumen, die herblichen Aftern — und mancher Totenkranz, manches Grab, das sie pflegte, erstand bei Nennung ihres Namens, beim leisen Auftauchen ihrer bescheidenen Person, die wohl andern wie mir schon als eine Erscheinung vorgekommen sein mag. Bald wußte ich alles von ihr: Daß sie unzählige Gärten der Gegend pflegte und dafür über die Blumen soweit verfügen konnte, als sie diese für ihren Handel mit Sträußen und Kränzen benötigte. Man konnte ihr Pflege und Recht an die Pflöge anvertrauen, sie trieb keinen Raubbau, ja unter ihren Händen blühte alles üppiger und fröhlicher. Schwere Arbeiten tat sie nicht. Doch Schneiden, Zäten, Säen und Pflanzen, ja und doch auch das Sprengen mit den schweren Gießkannen, das tat sie mit ruhig stillem Fleiß. Oft, oft haben wir in dem einen Garten, der Sommers über unser Revier war, ihr geholfen und vom Bach herauf Wasser geschleppt. Und meine Mutter war es, die ihr zeigte, wie die Mode längst über ihre Teller- und Pyramidensträuße hinweg eine mehr anmutige, weniger steife Art des Bindens geschaffen hatte.

Oft stand ich, ein wenig verborgen, vor einem der Badehotels im Rensch- oder im Vierbachtal dabei und sah mit der Bev, wie Wirt oder Oberkellner den feinen Damen zur Abreise Bevs bunte Kunstwerke überreichten; wie die Damen stattlich abfuhrten, die Sträuße in den Händen, wie sie huldvoll lächelten, wie die Kockschöbe der Wirte emporstiegen und ihre Häupter und Rücken sich abwärts bogen. Dann zog ein Schein selbstsicherer Stolz über Bevs immer blaßes Altfräulichkeit.

„E Abreis ohne mini Sträußli wär halt do zu ärmli gsi!“ meinte si dann.

Viele Jahre war Genoveva eine meiner „alten

Freunde“ im Städtchen und in der weiten, herrlichen Schwarzwaldlandschaft, die von Pfingsten bis Winterbeginn der Tummelplatz schöner Kinderjahre war. Viele Geburtstagstische schmückten uns ihre Rosensträuße; manches neugierige, wissensdurftige, romantische Stündchen verplauderte ich bei ihr, in der winzigen reinlichen Wohnung, die vom Altan bis in die kleine Küche, vom Kellergeläß bis unter die Dachsparren Sinnbilder ihres Berufes trug. Eine feine Behmut umschwebte die ganze Person, als sei aus einem großen alten Schmerz ein Schleier der Entsagung gewoben, der ihr ganzes Wesen ständig umhüllte. Als Kind fühlte ich diese weiche sanfte Umwölkung; heranwachsend ahnte ich eine Bewandtnis. Bis ich von einem Ereignis ihres Lebens hörte und erfuhr, daß die alte Bev auch einmal jung gewesen.

Ja, damals war sie schon Gärtnerin. Waise, nicht mehr ganz jung, eben auf dem Grat des Lebens, wo man hinunter- und zurückschaut in die verlassenen, hellen Täler der Jugend, und wo auf der anderen Seite des Berggrates steil hinab der Pfad führt in frische Wälder und in das Blau der tiefen Täler, bis dahin, wo sich alles dem Schauen verhüllt. So um die Dreißig war sie damals. Gesezt und gestanden, aber jugendrein und ansehnlich noch. Unbeter? — Natürlich hatte sie die. Bauernsöhne, die sie ob ihrer Apartheit hofierten. Männer ohne Hof und Halm, aber mit Arbeitsfäusten, die aus gutem Recht und ehrlicher Absicht der Bev nachschauten. Zwei vor allen darunter, der blonde Franz, ein Kerl wie ein junger Baum, mit blühblauen Augen und blondem „Schnauz“, und der Köhler Toni vom Kniebis, der den Kopf voll Amerikafahrt, Goldwaschen und Reichtum hatte, der einmal daherkommen wollte mit vier Köffern vorm Kutschwagen, den Hut voll — nein, einen Koffer voll Gold hintenauf. Den Franz? Ja, den liebte die Bev, wenn sie auch wußte, daß ein Bauer mit großem Hof nie ihr Mann würde. Den Köhler Toni — nein — der war nur Sonntags weiß im Gesicht. Paßte auch ein Kohlenmeiler im tiefen Wald zu ihren Rosengärten? Und gar seine Pläne! In die weite Welt ziehen? Wo daheim die Wälder rauschten, die Bäche schäumten, die Mühlen gingen, der blaue Himmel auf die grünen Wiesen lachte. Wo Blumen blühten bei arm und reich, und man Sommer-sonntags nicht wußte: ist die Luft so köstlich weil Linden und Rosen duften, Tannen harzen oder der Klang der frommen Glocken dahinschwebt wie ein Gruß vom Himmel und Heiland selbst? Wo das Blau da oben über den dunklen Bergen anschaunt wie der Mantel der Muttergottes selber?

„Wo ist denn dein Franzl geblieben?“ fragte ich die Bev eines Tages in meiner unbedachten Neugier.

„Der Franzl? Kind, seine Veiner, die liege untrem Schtai un grüne Zommergrün! Weißt, wo 's so hellblaue Blünki im Frühjohr hat — un sei liebe Seel — sei Geischt — der schweift wohl dort obe — er isch e braver Mensch gsi!“

„Ja, aber wie denn, Bev, war er denn so alt, daß er schon hat sterben müssen?“

„Ha, nei! Jünger als wie i isch er gsi! Weißt, den Franzl den hat e Schtai erschlage! — Geh jetzt, Kind, geh, i muß ins Antogascht hintere, d' Schtraazburger Herrschafte reise ab! Der Duibus nimmt mi mit!“

An den Schultern schob sie mich über die Altane und die Stiege hinab.

Aber der qualvolle Ton ihres Schluchzens verfolgte mich durchs Städtchen. Der nahm mir allen Mut, weiter zu fragen. Die Bev und Weinen! ging denn das?

„Bew, hast du schon 'mal laut gelacht?“ fragte ich bald darnach, als ich neben ihr wanderte, das Nenchtal hinauf.

„Kind, wie du au fraagscht!“ Sie sann vor sich hin. Schwieg eine Weile. blieb stehen.

„Einweg!“

sagte sie, „freili hab i scho mol lut g'lacht! Sell isch selmols gsi, wie der Köhler-

toni mit sin Sach us'm Wägeli komme isch, un hat g'maint, i soll mit 'm raise us Amerika! Waischt, Kind, 's isch jo nit chrischtlich vo mer gsi, z'lache! I hab aber weger nit anders könne.“

Und der Köhler-toni? Den hab ich selbst noch kennen gelernt. Aber nicht in Amerika. Auch nicht als seinen Herrn mit dem Hut voll Gold, mit Köffer vor 'm Wagen — nein, das kam ganz anders.

Im „Stübli“ der Bev war ich eines Tages. Aus der Brauerei zog der süße Malzdust, vom Gerber der Geruch der Lohe, auch das Wasser am Wehr roch. Der Verriichte, der in der Mühle hinter Eisenstäben saß, schrie wie ein Tier, wohl vor Hitze und Durst; die Enten quakten und fuhren in den Müdenschwarm, und die Lindblüten! — das roch süßer als Getreideblust und Brot, konnte einen unruhig machen, daß man aufatmete und mit Herz, Lunge und Gemüt sog

an der Sommerluft; mehr! mehr! und nicht wußte, wie einem war vor lauter Durst zu leben. So war mir. Und meine jungen Augen schauten durch das kleine Fenster über Dach und Baumkronen zu den blauen Waldbergen, und ich konnt's nicht erwarten, daß die Bev fertig war und mitging in die Schönheit hinaus. — Wandern! Wandern!

Aber sie war still und sanft. Geräuschlos hantierte sie. Ihre Brust sog nicht voll Sehnsucht an dem Atem der Sommerwelt, ihre Augen schienen in sich gekehrt. Und ich überlegte: „Wie alt ist wohl die Bev? Fünfzig? Hundert Jahr?“

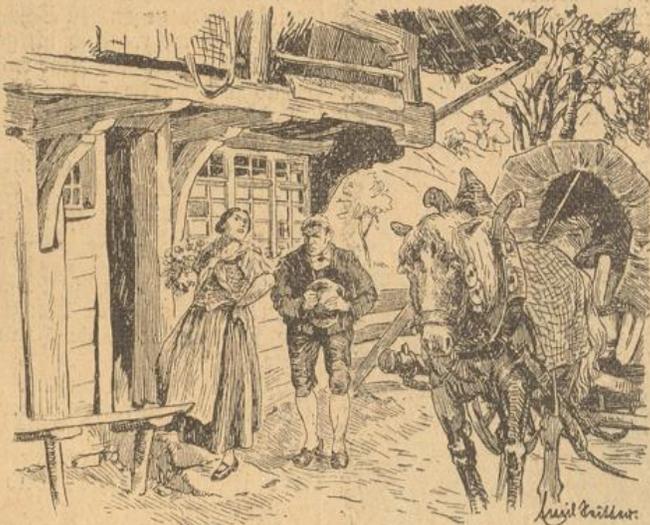
Endlich war sie gerichtet zum Gehen. Aber da kamen schwerfällige, doch nicht schwer

auf tretende Schritte daher und setzten sich fort über die Stiege. Tappend, klappend auf dem Holz, als sollte ein Wurzelmann oder jemand recht Müdes daherstapfen.

Und trat in die offene Altantür. Und war ein gebücktes Männlein, das sein Hab und Gut in einem kloßigen Säcklein auf dem krummen Buckel und einen seltsamen Wanderstab in der

gichtischen alten Hand trug. Sein Hütlein war wohl tausend Jahre alt. Nicht grau, nicht grün. Eine Baumsflechte saß darauf — und etwas Fröhliches: das war die blaue Feder eines Hähers. Die Neuglein des Mannes blinzelten und waren eigentlich auch nicht unlustig. Sein länger alter Schnurrbart buschte sich feucht und doch nicht struppig dabei unter der rötlichen Nase. Aber voraus flog ihm als Vorreiter und Herold ein Wölklein, das gleich die Stube durchschwamm und sie statt der Sommerluft erfüllte: das war aus Weißherbst, Wacholder-, Birsch- und Tresterschnaps verdichtet, benahm uns vor Ehrfurcht sogleich den Atem und meldete: ich bin nur der Vorreiter, mein Herr kommt gleich!

Und somit trat das Männlein über die Schwelle und sagte: „Grüß Gott, Bev!“ Die alte Gärtnerin machte Augen, als drängen sie nur müß-



„Sell isch selmols gsi, wie der Köhler-toni mit sin Sach us'm Wägeli komme isch, un hat g'maint, i soll mit 'm raise us Amerika!“

sam durch die Umwölkung des Wurzelmannleins, so daß ihr geistiger Blick nicht in eine Vergangenheit zu schauen vermochte, aus welcher der fremde Gast seine Bekanntschaft und den vertrauten Gruß ableitete.

„Kennst du mich?“ Das sollte leicht schelmisch klingen, und der Fremde machte den Versuch, sich gerade zu recken. Ich glaube nun, daß die Bev aus Verlegenheit nichts sagte und ihn wohl schon erkannte. Sie sah ihn aber nur schweigend an, schob indes ein paar Körbe auf der Ofenbank beiseite, als wollte sie ihn einladen, den Sack abzusehen.

Den alten Mann verließ auf einmal alle Schelmerei. Er seufzte, ließ den Sack auf die Bank fallen.

„Ein Schtai drin!“ murmelte er und wischte mit der Hand über Augen und Mund.

Ich hielt's nicht aus. Ich mußte nun doch alles wissen.

„Edelsteine? Gold?“ fragte ich plötzlich stürmisch, hüpfte auf den Wurzelmann zu: „Haha!“ lachte ich, „bist du am End der Köhlertoni von Amerika, mit dem Hutvoll Gold? Und die Köpfer? He? Schustersrappen!“



„Toni,“ sagte sie stockend, „sell Lache, des gib i zu, sell ick unrecht vo mer gsi.“

Und grausam tanzte ich durchs Zimmer, daß mein Rock flog. Den Blick des armen Alten vergeß' ich nicht.

„Wer ick sell Maidli?“ fragte er langsam und traurig.

Und die Bev: „Ja, Köhlertoni! Grüß Gott!“

„Jetzt kennst du mich!“

Ich aber wär am liebsten in ein Mausloch gefrochen, solch Mitleid stieg in mir auf. Der Alte wandte sich zu mir.

„Recht hascht, Maidli! Wer vierspännig ansangt, kommt oft auf Krücke heim.“ —

Im Hochsommer war ich schon gut Freund mit dem Wurzelmann. Kannte alle Gesteine aus seinem Sack, schickte ihm manchen Kunden. Achatkugeln an seinem Waldstand zu kaufen. Und einmal war ich mit der Bev in seiner Höhle. Die ging mir über alle Erzählungen der Abenteuer- und Leidensbahn des Alten; denn es war eine wirkliche Höhle mit Bank und Herd, Schlot und Lager, wie Schrätklein oder Gnomen sie nicht besser hatten.

Der Alte erzählte — diesmal der Bev, die ihm einen Kuchen gebracht hatte und ein geweihtes Bild gegen den Schnapsteufel. An mich dachten sie nicht. Und ich gab nicht acht. Bis der Toni auf einmal seine rauhe, matte Stimme erhob zu einem heulenden schmerzlichen Weinen: „Darum! Darum is nix aus mir worden, darum hab' i's zu nix bracht, — weil du sellmal's g'lacht hascht! Laut g'lacht! Das war mein Urteil! Urteil für alles, was i aagriffe hab. Blei hascht mir in mei' Arm gosse mit dem Lache, Zweifel in mei' Hirn — se'l ick e Fluch gsi, di Lache!“

Die Bev — nein, so blaß war sie ja immer schon! Und doch, mir kam sie noch blässer vor, wie sie dem Toni die Hand auf die Schulter legte.

„Toni,“ sagte sie stockend, „sell Lache, des gib i zu, sell ick unrecht vo mer gsi, — aber, was e Mann ick, der löst si vo me Maidlilache nit umfaie! Un was a rechter Schnapsler ick, der löst si vum beschte Weib nit vom Saufe bringe!“ —

Wie ein alter gecholtenener Schnauzhund blickte mein Wurzelmannchen zur Bev auf.

„Meinst?“ war alles, was er herausdrückte. Viel später, als ich schon zu den Damen gehörte, die von der Bev ihren Rosensträußen verehrt bekamen und über die Herren mit den Glacehandschuhen triumphierte, rundete sich mir erst die Gestalt der alten Gärtnerin, die wie ein Schemen durch die Blumengärten meiner Kindheit zog.

Die Bev hatte Erpartes. Dessen Zinsen waren für die letzten Lebensstage, ihr Begräbnis und Seelenmessen für den Franzl und sie selbst bestimmt. Das kleine Kapital sollte einer Waise zugute kommen, die gleich ihr im Heimatstädtchen Gärtnerin würde. Als aber der Toni immer zittiger geworden und seinem Steinklopfen und Handeln kaum mehr nachkommen konnte, als dazu der Gendarm eines Tages mitteilte: „Die hohe Obrigkeit dulde es nicht länger, daß ein Christenmensch in einer Höhle wohne, ohne Hauszins und Steuer,“ — da

konnte sich die Bev rein nicht anders helfen: sie verzichtete auf Roggroschen, Meizen und allen Stiftungshochmut und half dem Köhler Toni zu einem Stübchen, zu wenig Nahrung und nicht allzuknapp Wacholder- und Kirschgeist, — wobei er dann an der Feuerung wieder sparte, — „denn, gnädig' Fräulein,“ sagte sie zu mir, „es ist ja wahr! i hab' jellmal g'lacht! nu jell mag ja frili e Sünd g'i si!“

Ihr Grab ist verfallen. Wild und bunt und schön liegt es in der Sommerjonne. Im Rosenbusch schmettert im Frühling der Fink. Und im Winter huscht das Kotkchlen durch die Dornzweige.

### Kein Hausschlüssel.

Von Robert Münchgejang.

**D**ie Glocke der Vorplaktür ertönt, einmal und etwas zaghaft. Die junge hübsche Frau, die allein in der Wohnung ist, weiß sofort, daß es nicht der Gatte ist, den sie erwartet, sondern etwas anderes, ein später Besucher, ein Bettler oder Händler, oder eine Nachbarin, die irgend etwas auf dem Herzen hat, das sie los sein will. Vorsicht ist geboten. Man ist in der Großstadt, in der sich viel gottloses Volk umhertreibt. Wäre es Albert, so hätte er zweimal geläutet oder selbst geöffnet, denn er hatte den Drücker zur Korridor-türe in der Regel bei sich. Merkte sie seinen Eintritt, dann versteckte sie sich irgendwohin, und es gab dann ein lustiges Suchen und Finden, wie das bei solch verliebtem, jungverheiratetem Volke üblich ist.

Also jetzt war jemand anders da. Sie hängte erst die Sicherheitskette an die Tür, öffnete den Spalt, den diese zuläßt und lauschte mit klopfendem Herzen, denn es schwaunte ihr, daß sich etwas Unerwartetes, Großes begeben müsse. Im Halbdunkel stand ein großer Mann.

„Wer ist da?“ fragte sie, wobei sie allen Mut zusammennahm.

„Bist du allein, Luise?“ fragte der Mann, nicht überlaut.

„Herr des Himmels, du, Vater?“ rief sie jauchzend, sperrte rasch die Tür auf und war im Begriff, dem Vater an den Hals zu fliegen.

Aber der Fabrikant Meerholz drehte sich um und sagte zu einem der hinter ihm kam: „Stellen Sie den Paken hier herein! Und hier haben Sie etwas für Ihre Mühe.“

Der Gepäckträger tat wie geheißen, warf das schwere Paket ab, das er auf der Schulter geschleppt hatte, schob es an die innere Wand, nahm dankend seinen Lohn, wünschte einen guten Abend und ging mit schweren Schritten die Treppe hinunter.

Vater und Tochter standen sich gegenüber; er hatte aber noch keine Lust, einzutreten.

„Bist du wirklich allein, Luise?“ sagte er, indem er spähend in den dunkeln Korridor blickte. „Ich will dem Menschen auf keinen Fall begeben.“

„Ach, Vater! Er ist nicht da, er kommt immer so spät aus dem Geschäft, wo er Ueberstunden machen muß. Herr Böser halst ihm alle möglichen Arbeiten auf, hält ihn über die gebührende Zeit zurück und droht ihm trotzdem täglich mit dem Abbau. „Aber willst du nicht nähertreten und ablegen, Papa?“

Er hängte nur seinen Hut an einen Haken, weigerte sich aber, den Pelzmantel auszuziehen.

„Eigentlich bin ich nur ein Bote, Luise, Bote deiner Mutter, die sich nach dir sehnt. Sie hat dir Kleider, Wäsche und allerhand Krimskrams eingepackt. Was weiß ich? Du wirst ja sehen. Sie wäre wohl selbst gern gekommen, aber bei ihrem asthmatischen Leiden darf sie sich in die Winterkälte nicht hinauswagen. Ich hatte ohnehin hier zu tun, und so bin ich nun da.“

„Danke dir, lieber Vater. Es ist das Erste, was ich von dir bekomme seit unserer Verheiratung.“

„Deine Schuld, Luise. Nach dem deutschen Rechte bin ich nicht verpflichtet, dir auch nur eine Stecknadel zu geben. Lies dir den Paragraphen 1621 im Bürgerlichen Gesetzbuch nach! Nicht eine Stecknadel!“

Er ging aber doch in die Wohnräume. Prüfend sah er sich nach allen Seiten um. „Es riecht hier nach armen Leuten, ganz wie ich es mir dachte. Und was ist das?“ Er griff nach Papieren, die auf einem Tischchen lagen. „Aha, die Gasrechnung noch nicht bezahlt. Achtzehn Mark dreißig Pfennige. Und hier — eine Zahlungsaufforderung vom Möbelhändler. Auch nicht übel. Der Kerl wird grob. Kann's ihm nicht verdenken. Eine traurige Bescherung! Schulden über Schulden, keine Kasse und Abbau in Sicht!“

Sie machte sich mit dem Paket zu schaffen, um ihre Tränen zu verbergen, und schließlich half er ihr dabei. Jetzt kamen die schönen Dinge zum Vorschein, und der Reichtum des Fabrikantenhauses bildete zu der Armut der Einrichtung einen scharfen Gegensatz.

„Du hast es nicht anders haben wollen, Luise,“ grollte er weiter. „Jeder ist eben seines Glückes Schmied. Meine einzige Tochter hätte eine ganz andere Partie machen können, aber heutzutage ist ja das Ei klüger als die Henne. Auch eine Folge des elenden Krieges.“

„Albert ist der beste Mensch, den ich kenne,“ antwortete sie schüchtern, „und ich bin glücklich mit ihm.“

„Er ist ein uneheliches Kind, Luise.“

„Nicht seine Schuld, Vater.“

„Gewiß nicht, Kind, aber man spricht heute von einer guten Kinderstube, und die ist in der

Dachkammer einer armen Näherin nicht zu suchen.“

„Du kannst ihm nichts Unehrenhaftes vorwerfen, Vater.“

„Ich kenne ihn nicht genauer, werde mir auch heileibe nicht die Mühe geben, ihn kennen zu lernen. Aber er ist ein Habenichtz, nichts, rein nichts, hat er, weder Ererbtes noch Erworbenes, und so einer paßt nicht in unsere geachtete Familie. Ich bin nicht reich, behüte, aber über einen gewissen Wohlstand verfüge ich, der sich bei vernünftiger Wirtschaft erhalten kann. Nun kommt so einer, so ein Duzendmensch, und schnappt mir meine Tochter weg. Nicht einmal gerade Knochen hat er, hinken tut er . . .“

„Auch das ist nicht seine Schuld, Vater.“

„Nein, das sage ich auch nicht. Aber es ist doch richtig, und war zu allen Zeiten richtig, daß sich gleich und gleich zusammenhält.“

„Weshalb haßt du nur einen solchen Mergel auf ihn, Vater?“

„Mergel auf ihn?“ brauste er auf. „Weil er mich betrogen hat, der Nichtsnutz. Soll ich dir ins Gedächtnis zurückrufen, wie er mir mitgespielt hat? Ich bin mit der Mutter arglos in die Kirche gegangen, da hält schon sein Wagen vor meiner Tür. Er packt meine Tochter hinein, der Frechdachs, und entführt sie Gott weiß wohin. Und das soll ich vergessen? Das ist ja eine Praxiz, wie sie in alten Heidenzeiten geübt wurde, und wie sie bei den Kosaken noch im Schwange sein soll. Da reitet so ein Zwan Wassilowitsch in einen Aul, oder wie sie ein solches Nest nennen, holt sich seine Marianka oder Matuschka bei Nacht und Nebe! heraus, setzt sie auf seinen Gaul und prescht mit ihr davon. In seiner Hütte hängt er ihr dann eine gestohlene Korallenkette um, zeigt ihr vorzichtshalber seinen Kantschu, und dann, frisch, fromm, fröhlich, frei geht's zum Popen. Genau so hat er es gemacht, der Glende, und ich habe mich bald tot geschämt. Ein paar Tage darauf hat so ein Lausbub in unserer Lokalzeitung eine Annonce losgelassen. Es hieß da:

Großes Theater in Gernhausen.

Die Entführung aus dem Serail und

Die Laune des Verliebten.

Große Opern mit neueinstudierten Rollen.

Ich sage, dir, tagelang traute ich mich nicht unter Menschen. Ueberall höhrende Fragen. Verständige Leute drückten mir ihr Beileid aus, wie bei einem Todesfall in der Familie. Genau so.“

Luiße kannte den Vater wohl und wußte, daß es nicht geraten war, dem sonst gütigen und menschlich fühlenden Manne zu antworten, wenn er in höchster Erregung war. Sie brachte das Gespräch also vorläufig auf andere Dinge. Sie breitete die Schätze der mütterlichen Sendung

aus, fand noch dies und jenes, und rief einmal über das andere: „Die gute Mutter! Auch daran hat sie gedacht.“ Als sich die Erregung des alten Herrn etwas gelegt hatte, zeigte sie, daß sie seine richtige Tochter war und auch ihr Köpfchen für sich hatte. Sie brachte das Gespräch nochmals auf Albert und knüpfte den abgerissenen Faden geschickt wieder an.

„Lieber Vater! Du nennst es eine Entführung und ein Kosakenstücklein, aber die Sache war in Wirklichkeit etwas anders. Wir beide, Albert und ich, waren vier Jahre heimlich verlobt, dreimal hat Albert bei dir um mich angehalten und ist stets schroff abgewiesen worden. Die Entführung geschah schließlich mit meinem Einverständnis, ich war doch mündig, und Albert schleppte mich auch nicht in seinen Aul oder Wigwan, sondern brachte mich in die Familie des ihm befreundeten Postsekretärs Wagner. Von da aus haben wir mehrere Briefe an dich gerichtet und keiner — sie weinte wieder — wurde beantwortet.“

„Auch dies stimmt nicht ganz, Luise. Ich habe dir geschrieben.“

„Ja, Vater, du hast geschrieben, daß ich wieder zu dir zurückkehren könnte, wenn ich mich verpflichtete, Fred Böser zu ehelichen.“

„Nun, und wäre das nicht das allein Richtige gewesen, Luise? Du hättest einen feinen Mann bekommen, der eine gute Kinderstube hinter sich hat.“

„Der ein feiner Mann? Der? Der Lebemann, den sie mit Recht einen Schürzenjäger nennen, von dem bekannt ist, daß er insgeheim drei Familien hat!“

„Es ist nicht möglich, Luise.“

„Der freche Mensch, der mir, der verheirateten Frau, auf Schritt und Tritt nachstellt! Wenn er wußte, daß Albert nicht zu Hause war, hat er mir zierliche Briefchen gesandt, die ich ungelesen ins Feuer warf, hat mir Blumensträuße und Blumenkörbe geschickt, die ich zurückwies, hat ein paarmal versucht, hier einzudringen. Neulich faßte er mich auf der Straße an, um mich in eine Konditorei oder sonstwohin zu schleppen. Ich fand zum Glück eine ältere Dame meiner Bekanntschaft, die mich vor dem Greisgeier schützte.“

„Unerhört, Luise. Das hätte ich ihm nicht zugetraut.“

Sie fuhr fort: „Und wie drangsaliert er Albert! Er ist ja nicht der Prinzipal, das ist sein Vater; aber er hat doch Mittel genug, Albert das Leben sauer zu machen. Nennt er ihn doch fast nur Hinkelmeyer, um seinen Beinsschaden lächerlich zu machen. »Herr Hinkelmeyer.« geht es den ganzen Tag, »ach, Verzeihung, Herr Kleemann, ich verwechselte Sie immer mit dem Herrn Hinkelmeyer, dem Sie so täuschend ähnlich sehen, also, Herr Hinkelmeyer, wollt' sagen

Herr Kleemann, wie war es mit dem Briefe aus Hamburg?" Und wenn die frechen Lehrbuben und der Auszub, der Listjunge, meinem Albert nur »Herr Hinkelmeier« rufen, so werden sie von dem Schuft durch ein gnädiges Lächeln belohnt."

Beide schwiegen jetzt und kramten in den Geschenken; jedes hatte wohl seine eigenen Gedanken. Endlich erhob er sich und sah nach der Uhr.

"Nun ja," jagte er, diesmal recht ruhig, "du hast deine Gründe und ich die meinigen. Fred Böjer mag erst auf die schiefe Bahn gekommen sein, nachdem du ihn ablaufen ließeßt. Wir werden in dem Punkte niemals einig, und es hat nicht viel Wert, daß wir uns deswegen die Köpfe heiß reden. Ich habe keine Zeit mehr. Meinen Schnellzug habe ich schon verpaßt und muß nun den Personenzug nehmen. Lebe wohl, Luise. Vielleicht kommt die Mutter einmal, wenn es die Witterung erlaubt und ihre Gesundheit es gestattet."

"Bleibe doch, lieber Vater! Ich bitte dich, bleibe! Die Mutter wird sich freuen, wenn du ausbleibst, sie nimmt das für ein gutes Zeichen. Albert muß gleich kommen."

"Eben darum gehe ich," sagte er rauh. "In zehn Jahren vielleicht, wenn wir dann alle noch leben und Gras darüber gewachsen ist, dann läßt sich weiter davon reden. Es würgt mich im Halse. Lebwohl!"

Er ging aus dem Raume und tastete sich durch den jetzt völlig dunkeln Korridor. "Lumpenwirtschaft!" murmelte er, "nicht einmal Elektrisches haben sie hier."

"Bekomme ich keinen Kuß von dir zum Abschied?" fragte sie zaghaft.

"Wir haben uns noch nicht versöhnt," erwiderte er rauh. "Ich komme bloß als Bote, und einen Boten knutscht man nicht ab."

Sie hatte flink ein Lichtstümpchen entzündet, öffnete die Korridortüre und leuchtete ihm schweigend die Treppe hinunter. Er war zuerst an der Haustür. Sie war verschlossen.

"Hole den Schlüssel!" befahl er.

"Ich habe keinen, Vater. Albert trägt ihn stets in der Tasche. Jede Haushaltung hat hier nur einen Schlüssel."

"Nette Zustände, Mädchen! Dann borge dir einen! Es wohnen doch noch mehr Leute im Hause."

"Ich wüßte nicht wo, Vater. Der Hausverwalter ist um diese Zeit im Theater oder Kino, und heute hat er früher zugeschlossen als gewöhnlich."

"Unter euch wohnt doch sicher jemand?"

"Ja, ein schwerkranker Mann mit seiner hochgradig nervösen Frau, die allemal einen Todeschrecken bekommt, wenn an ihrer Tür die Klingel ertönt. Ich darf da um diese Zeit nicht stören."

"Und über euch?"

"Da ist eine fleißige Buchhalterin, die abends in das Stadttheater geht und den Besuchern in der Garderobe die Kleider und Pelze hütet. Die kehrt vor halb zwölf Uhr nicht heim. Du mußt warten, lieber Papa, bis einer kommt und aufschließt."

"Es ist niederträchtig," polterte er heraus. "So bin ich nun eines elenden Hausschlüssels wegen hier ein Gefangener. In jungen Jahren hatte ich wohl manchmal meine liebe Not, ins Haus zu kommen, wenn ich mich in froher Gesellschaft verspätet hatte und den elenden Hausschlüssel nicht bei mir führte. Jetzt geht die Sache umgekehrt."

Er stieg wieder die Treppe hinauf, weil es im Flur zu kalt war und weil ihm schließlich nichts anders übrig blieb. Oben setzte er sich wieder verstockt hin, und beide sprachen eine Zeitlang gar nichts; dann unterhielten sie sich über die Krankheit der Mutter und über das Befinden von Verwandten und Bekannten. Er saß wie auf Kohlen.

Allmählich wurde aber doch die Unterhaltung lebhafter, und beide merkten nicht, daß die Vorplattür leise geöffnet wurde und ein junger, blühender Mann eintrat, der das linke Bein etwas schwerfällig nachzog, doch störte das den Gesamteindruck wenig. Albert war immer noch ein stattlicher Mann, mit Gesichtszügen, in denen Mut und Herzensgüte gepaart schienen. Leise stellte er den starken Gehstock in den Behälter, nahm seine Taschenlampe heraus, legte sie entzündet auf ein Gefäss und begann den Leberock abzulegen. Da starnte er plötzlich auf einen Gegenstand: am Haken hing ein fremder, eleganter Hut. Und im Zimmer wurde gesprochen. Es schwindelte ihm.

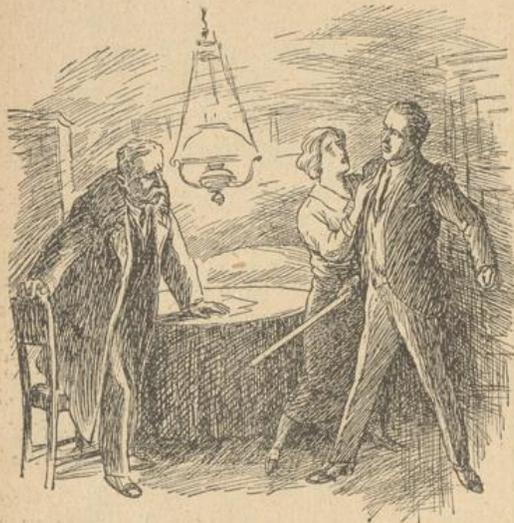
"Das ist er, der Fred Böjer," schrie es in ihm auf. Sein Vater hatte ihm vor einer Stunde gekündigt, zu seinem, Herrn Böjers Bedauern, wie er sagte, aber in der Absicht, dem unglücklichen Verhältnis des Herrn Kleemann mit seinem Sohne, das früher oder später zu Geschäftsstörungen führen müsse, auf diesem einzig möglichen Wege ein Ende zu machen. Natürlich steckte der Fred dahinter, und nun? Nun hatte er sich doch in seiner Abwesenheit in das Haus eingeschlichen, und nachdem er ihn um Amt und Brot gebracht hatte, raubte er ihm noch sein eheliches Glück.

Er ergriff wieder seinen Stock. "Gott sei mir gnädig! Jetzt gibt's ein Unglück. Er kommt nicht lebendig wieder aus dem Hause!"

Zornbebend öffnete er die Tür des Wohnzimmer. Der Besucher saß mit dem Rücken gegen die Tür, und Luise beugte sich gerade zärtlich gegen ihn.

"Glender Schurke!" schrie Albert, "jetzt halten wir Abrechnung. Einer von uns beiden!"

Mit lautem Aufschrei sprang ihm Luise entgegen und fiel ihm in den erhobenen Arm. Der Fabrikant drehte sich erschrocken herum und sprang auf. Jetzt überjah Albert die Lage. Schreck und Beschämung malten sich in seinen Zügen. „Der Vater! — Herr Meerholz!“ stammelte er, „ich bitte um Vergebung. Ich dachte . . .“



Mit lautem Aufschrei sprang ihm Luise entgegen und fiel ihm in den erhobenen Arm.

„Was dachten Sie?“ fragte der Alte eifrig. „Ich dachte, den größten Schuft in der ganzen Stadt, den Fred Böser, zu finden, der hierhergekommen wäre, um mein Eheglück zu ruinieren. Ich bin unworchtig gewesen, und gottlob hatte ich keine Ursache, mich zu erregen. Wollen Sie mir nicht verzeihen?“

Der Alte antwortete nicht, setzte sich aber wieder und sagte, diesmal freundlicher: „Lassen Sie uns in Ruhe verhandeln.“

Erst jetzt begrüßte Albert die Gattin; sie sprachen nichts, aber sie sahen sich an mit Blicken, die nur Verliebte verstehen, und in ihren Augen blitzte der Schalk. Ein Dritter hätte nicht gewußt, ob sie sich in nächsten Augenblicke totlachen oder ob sie in Kummertränen ausbrechen würden. Und dieser Dritte war der alte Mann. Er hätte ja nun gehen können; aber er blieb und betrachtete das Paar, das sich umschlungen hielt und dem Vater in stummer Sprache zu sagen schien: Reiß uns doch auseinander, wenn du es vermagst! Der alte Herr wollte den jungen Mann hassen, wollte ihn mit Verachtung strafen, aber er brachte es nicht fertig. Wie nebenächlich fragte er: „Herr Kleemann, wie lange haben Sie Ihren Beinshaden, von Geburt an, oder haben Sie später durch einen Fall Pech gehabt?“

Albert antwortete ruhig: „Ich ging mit geraden Gliedern in den Krieg; aber bei Rowno erwißte mich eine russische Infanteriekugel. Sie traf das Knie und blieb da im Knochen sitzen. Ich wurde darauf mehrfach operiert, und die Aerzte hatten viel zu sägen und zu pafen. Das Ende vom Liede war, daß mein Bein etwas verkürzt und steif wurde.“

„Zeige dem Vater doch die Kugel!“ sagte Luise. Albert hatte sie seinerzeit in eine Fassung bringen lassen und trug sie an der Uhrkette. Er machte sie jetzt los und reichte sie dem Fabrikanten. Dieser betrachtete das Wordinstrument genau, gab es mit leichtem dankendem Kopfnicken zurück und murmelte: „Niederträchtiges Vieß!“ Lauter fragte er: „Dann haben Sie meiner Ansicht nach begründeten Anspruch auf eine Rente. Ihre Erwerbstätigkeit ist doch zweifellos durch diesen unverschuldeten Zufall eingeschränkt?“

„Möglich,“ antwortete er, „aber ich werde diesen Anspruch niemals erheben. Es gibt nachgerade Leute genug, die sich an die Staatskrippe drängen, und der Staat ist in der jetzigen Zeit namentlich ein armer Teufel. Ueberdies hat mich der kleine Schaden bis jetzt noch nicht an der Ausübung meines Berufs verhindert. Ich bin,“ — hier sprach er mehr zu Luise — „von der Firma Böser abgebaut worden, aber ich hoffe, bei dem Städtischen Gas- und Wasserwerk anzukommen.“

Er schwieg. Luise ließ das Köpfchen hängen und seufzte leise. Für einige Zeit wurde es mäschenstill im Zimmer.

Bei dem alten Herrn würgte es wieder, aber es kam ihm eine ganz andere Regung. Sollst du scheiden, was Gott zusammengefügt? rief ihm eine innere Stimme zu, und ist es nicht eine alte Regel, daß auch die Tochter Vater und Mutter aufgibt, um dem angetrauten Manne zu folgen? Willst du vielleicht einen Eisenbahnzug in voller Fahrt mit deiner schwachen Menschenkraft aufhalten?

Plötzlich stand er auf, reichte dem jungen Manne die Hand und sagte mit weicher Stimme: „Albert, du gefällst mir. Wir wollen Freunde werden. Du hast für das Vaterland, auch für mich, geblutet und gelitten und verschmäht eine Belohnung dafür. Du liebst meine Tochter und bist eiferjüchtig. Das gefällt mir auch. So laß uns denn einen Strich durch das Vergangene machen, einen recht dicken! Sei mir als lieber Sohn herzlich willkommen!“

Damit umarmte er den jungen Mann, während Luise laut weinte. Alle waren tief ergriffen.

„Es hat keinen Zweck, daß ich jetzt noch gehe,“ sagte der Vater, „den Personenzug kann ich nicht mehr erreichen. Da ist es am besten . . .“

„Wenn du hier bleibst, lieber Vater,“ riefen

beide wie aus einem Munde. „Wir richten uns ein.“

„Und morgen,“ fuhr der Alte fort, „nehme ich euch mit nach Gernhaujen. Ihr bekommt eine Dreizimmerwohnung in meiner Villa, und es ist besser, wenn ihr darin wohnt, als daß sie mir einen Zwangsmieter hineinsetzen. Du, Albert, trittst in das Geschäft ein. Für eure Verbindlichkeiten komme ich auf.“

Nun konnte sich der Alte vor Umarmungen und Küssen nicht retten.

„Ja, ja,“ meinte er, als er einen Augenblick frei hatte, um Luft schöpfen zu können, „wenn der dumme Haus Schlüssel nicht gewesen wäre . . .“

„Der gesegnete Haus Schlüssel!“ jauchzten die jungen Leute.

Luise trug ein einfaches Abendessen auf und die drei setzten sich plaudernd und überglücklich zu Tisch.

„Die Mutter wird sich freuen,“ sagte Meerholz.

### Don der Macht des Gemüts.

Ein Stück Psychologie, erzählenderweise vorgetragen von Albert Sezauer.

**S**um Voraus und zur Beruhigung: es könnte vielleicht manchem Leser, der einiges von dem seligen Immanuel Kant weiß (und wer in Deutschland sollte von ihm nichts wissen? Und also ist diese Vorbemerkung höchst notwendig!), manchem solchem Leser, meine ich, könnte bei dem Titel da oben möglicherweise ein gelinder Schrecken überkommen, als Gott und sprich: ist der Lahrer Hinkende unter die Philosophen gegangen? Das kann ja nett werden! Und ganz rabiate Gegner der Metaphysik, deren es heute ja genug gibt, könnten in Versuchung kommen, dem Hinkenden darüber die Freundschaft zu kündigen oder zum mindesten die hier folgenden Spalten energisch zu überschlagen. Und weil dem Verfasser das eine wie das andere gleich leid wäre, erklärt er deshalb hiermit nach bestem Wissen und Gewissen, daß der arme Teufel, von dem er da etwas erzählen will, mit dem seligen Kant nicht das Geringste zu tun hat oder gehabt hat, weder persönlich noch theoretisch. Was ohne weiteres glaubhaft erscheinen dürfte, wenn er hiermit vorgestellt wird als ein ältlicher kleiner Beamter, Gruppe sechs, im staatlichen Dienste des ehemaligen Großherzogtums — sagen wir: Gerolstein.

Damit aber, mit dem Staatsdienst, betreten wir die Brücke, die uns zu unserer Erzählung, die eigentlich gar keine ist, hinüberführt.

„Dreißig Jahre Staatsdienst“, so nämlich lautete ein alsbald zum geflügelten Wort erhobener Ausspruch eines Oberamtmanns von Wizenhausen, als er eines Tages nach zwei-

maligem vergeblichem Läuten seinen Diener im Vorzimmer schlafend fand, „na ja! 30 Jahre Staatsdienst sind ein kräftiges Schlafmittel!“ Und wer, der mit den Verhältnissen auch nur halbwegs vertraut ist, gäbe dem ehrlichen alten Herrn nicht recht! Was schläft nicht alles ein bei einem Menschen in einer 30 jährigen Dienstzeit! Eine Lebenswelle nach der andern, die in jungen Jahren so hoch und kräftig durch Geist und Gemüt fluten, wie werden sie zu sehends langsamer, seltener, flacher. Wie bald liegt, was sich einmal fast wie ein Meer vorfam, tot und regungslos da wie ein halbvergrüntes klägliches Frosch- und Entenwässerlein, in dem selbst die liebe Sonne, wenn sie hineinscheint, ein trübes Gesicht bekommt. Wo bleibt das Vertrauen zu der Menschheit, das doch in jeder jungen Seele keimt und gern treiben möchte? Wo der Glaube an Güte und Gerechtigkeit, ohne den kein Gemüt seines Lebens und Schaffens richtig froh wird? Es möchte eine sehr große Laterne nötig sein, um die ganz Wenigen zu finden, bei denen diese schönen Dinge nicht schon längst vor ihrem silbernen Amtsjubiläum mehr oder weniger unselig entschlafen sind, wozu die lieben Kollegen sowie die Herren Vorgesetzten jeweils das Ihre nach Kräften beizutragen pflegen.

Von allen diesen Dingen hätte unser Hilarius Säuerlich ein ganz besonders strophenreiches Lied singen können, vorausgesetzt, daß er dazu — zum Singen nämlich — überhaupt imstande gewesen wäre. Aber, falls er es in seiner frühesten Jugend sollte gewesen sein: in dem Alter, in dem er uns hier begegnet, war er es längst nicht mehr. Das Wort des Wizenhausener Oberamtmanns hatte sich an ihm vollauf bewahrheitet: mit so manchem andern war in der jahrzehntelangen Folge von Kümmer- und Bitternissen, aus denen die Laufbahn eines kleinen Beamten zu bestehen pflegt, auch jegliche Lust zu singen in ihm gründlich eingeschlafen. Was in ihm noch wach und lebendig erschien, das war ein durch erzwungene Gewohnheit förmlich krampfhaft gewordener Dienstfeier und, tief unter seiner gedrückten Haltung verborgen, eine grenzenlose Verbitterung. Und gerade diese war nun zu höchster Schärfe gediehen in den letzten Wochen, in denen ihm mehrere Fälle bekannt geworden waren von Kollegen gleichen Dienstalters, die des Aufstiegs in eine höhere Gehaltsklasse für würdig befunden worden waren, indessen er, wie es schien, wieder einmal vergessen worden war. Davon sprach er, daran dachte er Tag und Nacht.

Und an nichts anderes als daran dachte er auch an dem Morgen, an dem wir, du, lieber Leser, und ich, ihn auf seinem gewohnten Weg in den von ihm ebenso gründlich versehenen wie aehäpften Dienst ausnahmsweise begleiten wollen.

Er schritt dahin mit dem ihm eigenen, annehmend unwillig anmutenden Werfen der nicht sehr langen Beine, das einen wissenden Beobachter auf die Vermutung bringen konnte, als gelte jeder linke Tritt einem Kollegen und jeder rechte einem Vorgesetzten. Wozu der Ausdruck seines Gesichts wie eine deutliche Bestätigung wirkte, so verkniffen war der Mund, und so kalt fuhr sein Blick an den ihm Begegnenden herauf und hinunter. Dabei war ein lustiger sonniger Frühlingmorgen, an dem er eigentlich seine Freude hätte haben können, zumal ihn sein Weg ein gut Stück weit durch eine schöne stille Villenstraße führte mit prächtigen Vorgärten. Er stak aber so tief in seinen dienstlichen Vergerissen, daß der frische Hauch des jungen Tages und die freundliche Ruhe der Häuser und Gärten ihm ganz und gar verloren gingen.

Etwas aber drängte sich ihm doch auf. Das war ein knarrender zweirädriger Karren, der, auf dem Fahrdamm hinter ihm herkommend, in diese Stille hineingeschoben wurde. Er sah ihn nicht; fand es auch unter seiner Würde, sich danach umzusehen; aber er hörte ihn, und natürlich ärgerte er sich darüber. Er versuchte, ihm durch etwas rascheres Gehen zu entkommen; aber es war unverkennbar, daß er damit nur die Radumdrehungen hinter ihm beschleunigte. So beschloß er, sich überholen zu lassen und verlangsamte seine Schritte, wodurch das kreischende Gefährt ihn rasch erreichte. Jedoch fuhr es nun nicht, wie er gehofft hatte, weiter, sondern es hielt sich an seiner Seite. Sein Ärger wuchs. Das war doch offensichtlich Bosheit. Er fühlte förmlich, wie da drüben jemand zu ihm herübersah; und natürlich grinste, — das dachte er sich dazu. Und schon slog zu dem Wagenschieber ein Blick hinüber, der nichts Gutes versprach. Aber was dieser Blick traf, das setzte fogar den ewig regen Argwohn und Groll des Herrn Säuerlich schachmatt: ein elendes, abgezehrttes altes Weiblein mühte sich mit Aufbietung aller Kraft, ihr mit einer hohen Beige leerer Körbe reichbeladenes Fuhrwerk in Gang und Richtung zu halten, was beides ihr immer wieder endgültig zu mißglücken drohte. Hilarius Säuerlich empfand plötzlich gar keinen Groll mehr, sondern etwas wie eine Anwandlung von Scham, die ihn ein wenig verwirrte und zugleich merkwürdig mild und mitleidig stimmte. Dabei war es zweifellos Absicht, daß das Weiblein sich so dicht neben ihm hielt, und zu ihm herüber schielte sie auch: darin hatte ihn sein Gefühl nicht einmal betrogen. Denn kaum hatte sie seinen Blick aufgefangen, so richtete sie eine Frage an ihn. Da er die nicht verstand, weil der Wagen so schauerlich ächzte, hielt sie im Fahren ein im selben Augenblick, wo er vom Gehweg herunter neben sie auf den Fahrdamm trat. Schwer atmend wiederholte sie ihre Frage nach einer

Straße, die weiter im Stadttinnern, gerade auf Säuerlichs Weg zum Bureau lag. Nach einem vergeblichen Versuch, ihr die Reife dahin zu beschreiben, sagte er zu ihr, sie möge einfach weiter neben ihm herfahren, er habe die gleiche Richtung. Das war nun aber freilich leichter raten als tun. Der Karren, einmal im Ruhestand, wollte nicht weiter, und die abgerackerte Alte hatte die Kraft nicht mehr, ihn zu zwingen. Was blieb dem Ratgeber also übrig, als selber anzupacken? Er brachte mit einem Ruck die Räder ins Laufen, und von dem einmal begonnenen Werk unbewußt weitergerissen, schob er den Wagen herzhafst weiter, indes die Alte daneben herhumpelte, besorgt, daß die lebhaft schwankenden Körbe nicht das Uebergewicht bekamen.

Das war nun reinweg ein Wunder: Herr Hilarius Säuerlich schob einem alten Weib seinen Karren mit leeren Körben durch die besten Straßen der ehemaligen Residenz! Er, der doch sonst bei jedem Schritt und Wort vorschriftsmäßig durchdrungen war von dem Gefühl seiner amtlichen Würde! Und ein noch größeres Wunder war es, daß der gute Hilarius sich bei dieser doch gewiß noch tiefer als in Gruppe 3 einzustufenden Tätigkeit nicht einmal unbehaglich fühlte. Im Gegenteil. Der Zauber einer freigegebenen, nicht dienstlich vorgeschriebenen Arbeit wirkte selbst in dieser primitiven Gestalt mächtig auf sein Gemüt. Es war sein Wille, was er tat; ganz sein eigener Wille; kein Angehöriger einer höheren Gehaltsklasse hatte es ihm aufgetragen. Er ganz allein wollte es so, und weil er es wollte, geschah es. Das Bewußtsein davon erfüllte ihn wie mit einem Rausch, zu dem die frische Luft und der durch die Bewegung beschleunigte Puls das ihre beitrugen. Es wehte förmlich der Atem einer Revolution in die stickige Atmosphäre seines säuerlichen Gemütslebens. Der Frau, die mehrmals Anstalt machte mitzuschieben, rief er fast übermütig zu: „Lassen Sie nur die Finger davon! es geht schon!“ Und ehe die Fahrt über die dritte Straße gegangen war, hatte er den Hut, den er nie anders als dicht über die Augenbrauen gedrückt zu tragen pflegte, mit kühnem Schwung nach hinten geschoben, um die Stirn frei zu kriegen. Es fehlte nicht viel, so hätte er gepfeifen; er, der Sekretär Säuerlich, gepfeifen, auf offener Straße! So außer Rand und Band war er geraten. Als könne er es mit Tod und Teufel aufnehmen, ohne mit der Wimper zu zucken, so kam er sich vor.

Und als ob das Schicksal ihn daraufhin prüfen wollte, führte es ihm in diesem Augenblick eine Persönlichkeit in den Weg, vor der er seit Jahren wie der selige Ballestrem vor Wilhelm II. in Ehrfurcht zu erstarben gewohnt war: den Ministerialrat und Referenten im Ministerium Dr. Bissig. Er wohnte in dieser Gegend, und da er gelegentlich die Neigung verspürte, seine

Untergebenen durch pünktliches Erscheinen ebenso sehr in Erstaunen wie in Verlegenheit zu setzen, befand er sich ausgerechnet heute um diese Stunde auf der Straße, auf der unser Hilarius einherfuhr, einem höchst außerplanmäßigen Dienstmann ähnlicher als einem schon bald der vollen Pension würdigen Staatsbeamten. Der Geheimerrat, der Säuerlich recht wohl kannte, schien seinen Augen nicht zu trauen, so angelegentlich betrachtete er die sonderbare Führe und den ungemein aufgeräumten Schieber dahinter. Der aber (wo hätte er je in seinem Leben dazu den Mut hergenommen?) schwenkte beinahe jovial den Hut und grüßte den hohen Vorgesetzten mit einem so unbeirrten Lächeln, daß auch dieser übers ganze Gesicht schmunzelnd nahezu kollegial herüberwinkte. Was die Stimmung Säuerlichs unbeschreiblich hob. Es war ihm, als sei ein Vorhang vor irgendeinem Allerheiligsten gerissen, und wie in Flammenschrift glühte dahinter auf die erschütternde Wahrheit: es geht auch so! Die Verleihung eines Ordens hätte ihm kein stärkeres Freudegefühl schenken können als diese Sekunde. Und als die Alte, inzwischen von ihm an ihr Ziel gebracht, mit vielen Worten ihn ihres Dankes zu versichern anhub, schnitt er jede Erörterung ab mit der Bemerkung, da sei nichts zu danken; und er meinte das völlig ernst, denn er fühlte unklar aber lebhaft, daß er bei dieser Schieberei irgendwie mehr gewonnen als geleistet habe.

Was sich denn auch sofort als wahr erweisen sollte.

Es geschah nämlich an diesem Morgen noch weiteres Wunderbares. Hilarius Säuerlich kam zu spät in den Dienst, und zwar durch eigenes Verschulden. In Fällen, wo ein ähnliches Delikt fremdem Verschulden zuzuschreiben war, wie etwa der Straßenbahn, hatte er nie versäumt, dies sämtlichen Kollegen mit der Umständlichkeit eines amtlichen Berichtes zu erklären. Heute schritt er gelassen, fast heiter, an den Kulturn der andern vorbei und überfah ihr Staunen ebenso wie ihre Bemühungen, ihn durch Herausreißen und Beängen ihrer Taschenuhren daran zu erinnern, daß es bereits sieben Minuten über acht Uhr sei. Er ging an den Kleiderständer, vertauschte seinen Straßenrock mit dem noch abgetrageneren Bureauittel und nahm alsdann seinen Platz ein, als ob alles in schönster Ordnung wäre, obgleich sein Gesicht, auf dem immer noch der Abglanz eines unbegreiflichen Lächelns lag, deutlich verriet, daß sein Inneres in schönster Unordnung sei. Erst nachdem er das erste Tugend Einläufe geöffnet und registriert hatte, trugen seine Züge wieder den seit Jahrzehnten ihnen aufgeprägten Amtsstempel. Als er aber nach einiger Zeit dem inzwischen erschienenen Chef die Post vorlegte, geschah es mit einer so raschen, fast jugendlichen Bewegung, daß dieser

nicht umhin konnte, es zu merken und zu erstaunen. Worauf er in nahezu außerdienstlicher Tonart ein Gespräch mit dem so merkwürdig rührigen Hilarius begann, in dem wiederum ein nicht geringes Wunder geschah. Der sonst, teils aus Schüchternheit, teils aus Verbitterung in Gespräch äußerst ungelenke Aktenhüter wußte seine Worte so geschickt zu wenden, daß er beim



*Karl Trillitzsch*

Säuerlich schwenkte jovial den Hut.

dritten Satz bereits, mit diplomatischer Sicherheit und Leichtigkeit, dem hohen Vorgesetzten beizubringen vermochte, wie ihm zu vollkommenstem Wohlbefinden eigentlich nur noch die einigermaßen tägliche Aufbesserung fehle. Und da diese Bemerkung ganz ohne Getränktheit, wirklich wie spielend, vorgetragen ward, fiel sie auf besten Boden, und der hohe Chef entließ den von einem förmlich hinreisenden Siegeregefühl durchzitterten Hilarius mit der huldvollst gegebenen Versicherung, sofort das Nötige zu veranlassen. Und richtig: noch vor Abend des gleichen Tages lag bereits die nach § 3798 Absatz 7 der einschlägigen Verordnungen unerläßliche Eingabe um Einreihung des Sekretärs Hilarius Säuerlich in die nächsthöhere Gehaltsstufe zur Ausfertigung in den Händen des glücklichen Objektes dieses amtlichen Schriftsatzes, und es läßt sich denken, daß es an umgehender tadelloser Abschrift und Wiedervorlage in kürzester Frist zwecks Unterscheidung nicht fehlte. Auch der Erfolg dieser Maßnahme, in Gestalt einer Gehaltserhöhung

um monatlich 17 Mark 38 Pfennig, sei der Vollständigkeit halber hier erwähnt.

Viel entscheidender für das Wesen des also Aufgerückten aber war eine Art von innerer Gehaltserhöhung, die er bei dieser Gelegenheit erfahren hatte und die seine Lebenshaltung merklich und sehr zu seinem Vorteil wandelte. Die so ganz ungewohnte innere Freiheit, die er an diesem einen Tag mehrmals empfunden hatte; diese Freiheit, der gegenüber allerlei Götzen persönlicher wie sachlicher Art so merkwürdig belanglos, ja fast lächerlich erschienen waren, löste ihn, wenn auch nicht mit einem Schlag, so doch in ihrer Nachwirkung von Hemmungen los, in denen seine Lebenskraft zu ersticken in größter Gefahr gewesen war. Er hatte erlebt, wie einem auf eine wahrhaft beglückende Weise Dinge, die man für recht unerfreulich oder schwer erreichbar gehalten, leicht werden, und wie von einer verborgenen inneren Kraftquelle her über alles, selbst über bestgehaltene Dienstobliegenheiten so etwas wie ein freundlicher Glanz ausgehen konnte, in dem alles anders aussah wie sonst. Kein Wunder, daß er sich danach sehnte, diese Quelle immer wieder und womöglich immer stärker fließen zu fühlen. Er wurde nicht müde, sich die Vorgänge dieses unwälzenden Morgens ins Gedächtnis zurückzurufen und damit die Gefühle, die er dabei empfunden, zu erneuern. Und ebenso unermüdet wies er die in bösen Jahren zu sehr über ihn Herr gewordene müßige Bitterkeit, die sich bei jeder Gelegenheit seiner aufs neue zu bemächtigen versuchte, zurück. Denn, das fühlte er deutlich: diese beiden Dinge vertrugen sich ein für allemal nicht miteinander. Bald erlangte er eine ganz bewußt gehandhabte Meisterschaft im Wecken und Festhalten jener für ihn wie für seine Umgebung gleich erfreulichen Stimmung, so daß, während bisher sein Familienname die denkbar treffendste Auskunft über sein Wesen gegeben hatte, nun mehr und mehr sein Vorname zum Recht kam: aus dem verbitterten, krittligen, jehu und scheel blickenden Hilarius Säuerlich wurde auf seine alten Tage ein beinahe gemüthlich-heiterer, umgänglicher und verträglicher Mensch, daheim wie im Amte, und hier in seiner Eigenschaft als Untergebener sowohl wie als Kollege.

Und was hatte dieses Wunder bewirkt?

Einzig und allein die Macht des Gemütes, mein lieber Leser. Der Zusammenhang wird dir ja wohl klar sein. Und vielleicht geht dir dabei sogar etwas ganz besonderes durch den Kopf. Oder kommt es dir nie vor, daß du dir und deiner Umgebung das Leben sauer machst durch klägliches Festhängen in kleinlichem Aergern und Zank? durch ewiges Wiederkäuen alltäglicher Unerfreulichkeiten und Enttäuschungen? Es gibt Menschen, deren Blut unter solcher Einwirkung völlig zu Essig wird, und die dann

auch danach aussehen und — schmecken. Laß es mit dir nicht so weit kommen! Reiß dich heraus aus dieser Säueris, solange es noch Zeit ist! Irgendwie und wo ergreife die Freiheit, in die unser menschliches Wesen hineingeboren ist! Du wirst Wunder erleben. So große oder noch größere wie der gute Hilarius Säuerlich.

Und damit Gott befohlen!

## Nichts erzwingen wollen.

Von Paula Sander, Baden-Baden.

Es war ungefähr in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Eines Tages fand im Konversationshaus zu Baden ein großes Galaessen statt, an dem sämtliche in dem Weltbad anwesende Fürstlichkeiten mit ihrem Gefolge und allerhand hohe Würdenträger teilnahmen. Die Gewänder der Damen erstrahlten in kostbaren Edelsteinen und dazu bligten die Orden der Offiziere.

Wie es bei solchen Gelegenheiten meist geht, will von den dienstbaren Geistern einer immer sich vor dem andern groß machen mit dem, was er gesehen hat, und so war es auch hier. In der Küche herrschte wie ein König der Koch F. . . und tiefbekümmert darüber, daß nicht auch er die Pracht sehen konnte, hörte er den Schilderungen der bei der Tafel bedienenden Kellner zu. Das Essen war in flottem Gange, da hielt es der brave Koch in seiner Küche nicht mehr aus. Er mußte sehen, ob es ihm nicht gelänge, auf irgendeine Weise einen Blick von all diesen Herrlichkeiten zu erhaschen, denn die Schilderungen der Dienerschaft waren zu verlockend. Gesagt, getan! Er machte sich auf dem Weg nach den im hellen Festglanze erstrahlenden Sälen. Eine spanische Wand sollte den Neugierigen vor den Blicken der Festgäste verbergen. Aber o weh; die Wand war zu hoch, und der Koch F. . . war in der Größe etwas zu kurz gekommen. Also hieß es Rat schaffen; sehen mußte er nun einmal alles, und so machte er einen Sprung und hielt sich am oberen Rand der spanischen Wand fest. Mund und Nase standen ihm offen ob der Pracht, die er erschaute, aber vor lauter Schauen vergaß er seinen wackeligen Standpunkt, und mit einemmal fing die Wand zu wanken an. Ehe er sich's verah, hörte man einen fürchterlichen Krach, und die spanische Wand lag mitten im Saal und darauf in ganzer Länge der Koch F. . . mit einem überaus geistreichen Gesicht. Er war so völlig verwirrt, daß er nicht einmal aufsprang. Zum Ergötzen aller Zuschauer blieb er noch eine Weile liegen. Der Koch F. . . ist ob dieses Heldenstückchens berühmter geworden, als durch alle seine Pasteten und Torten.